



Die Zukunft.

Berlin, den 11. März 1899.

Lex Goethe.

Also sprach, da im Deutschen Reichstag über ein dem Herrn von Goethe, Exellenz, in Straßburg zu errichtendes Denkmal, über die wachsende Irreligiosität, die Vertröhung der in Fabrikbetrieben arbeitenden Jugend, den Glauben an die befesigende Kraft der Kirche und ähnliche Dinge geredet wurde, der Abgeordnete Freiherr von Dunkelmann-Banausen, Majorats-herr, Ritter hoher Orden und Mitglied der Jerusalem-Bereinigung zur christlichen Förderung des bedrängten Türkenthumes:

„Meine Herren, ich habe mich nicht etwa zum Wort gemeldet, um Ihnen weitschweifig die Gründe auseinanderzusetzen, die meine Partei veranlassen, gegen den geforderten Reichszuschuß zu dem für Straßburg geplanten Goethe-Denkmal zu stimmen,— ich darf, glaube ich, sagen: geschlossen zu stimmen. Diese Gründe sind Ihnen hinlänglich bekannt. Wenn die Straßburger dem jungen Goethe ein Denkmal setzen wollen, dann sollen sie selbst das Geld dazu sammeln. Die Finanzlage des Reiches ist nicht so, daß ernste Patrioten sich leichten Herzens entschließen könnten, für Luxus-zwecke fünfzigtausend Mark zu bewilligen, und ich bin, offen gestanden, erstaunt darüber gewesen, daß die Herren Sozialdemokraten, die sonst immer über Vergeudung des Volksvermögens zettern, in diesem Fall bereit waren, der reichen elässischen Hauptstadt das Geld zu schenken. Und doch auch wieder nicht erstaunt; darauf komme ich noch zurück. Man spricht von einer ‚nationalen Pflicht‘. Nun, meine Herren, unser verehrter Kollege Dr. Schaefer hat in seinen lichtvollen Ausführungen schon daran erinnert, daß der deutsch-nationale Patriotismus Goethes als mindestens zweifelhaft bezeichnet

werden muß; er hat ferner mit Recht, und unter Berufung auf den verstorbenen Professor Du Bois-Reymond, der ja wohl auf der linken Seite des Hauses als eine Autorität gilt, gesagt, über Goethes wissenschaftliche Bedeutung seien die Ansichten sehr getheilt. So urtheile also einer von den liberalen Gelehrten, die als die Träger der 'Aufklärung' und 'Bildung' angesehen werden. Damit will ich natürlich keinen der hier im Hause sitzenden liberalen Professoren treffen. Wie Alle wissen — und ich schäye mich glücklich, es aussprechen zu dürfen —, daß diese Herren nicht mehr den Anspruch erheben, die Vertreter der rationalistischen Bildung und der sogenannten geistigen Interessen des Volkes zu sein. Sie schwiegen ja sogar, als neulich hier von berufenen Kunstrichtern über die Herren Wallot und Stück der Stab gebrochen wurde. Und sie gaben uns ein noch schöneres Beispiel ihrer Abkehr von einem veralteten 'Ideal'. In Ihren Ohren Klingt noch die herzerquidende Rede nach, in der am Freitag der verehrte Kollege Professor Dr. Paasche die beseligende Kraft der Kirche pries. In dieser Rede nun, meine Herren, die ich ohne Übertreibung wohl einen Markstein in unserer inneren Politik nennen darf, fanden zwei Citate vor. Erstens (Stenographisches Protokoll Seite 1283 C) erklärte der liberale Nationalökonom, die Sozialdemokratie vertrete den Grundsatz: 'Eigenthum ist Diebstahl'. Keiner seiner Hünftgenossen widersprach oder berichtigte ihn und erst von einem früheren Drechslermeister erfuhren wir, daß Wort stamme von dem Girondisten Brissot, sei später von dem kleinbürgerlichen Anarchisten Proudhon übernommen und von der marxistischen Sozialdemokratie niemals als richtig anerkannt worden. Aber es kommt noch besser. Auf der selben Seite 1283 (A) finden Sie einen Vers, den der Kollege Paasche als ein Beispiel der 'sozialdemokratischen Spott- und Hohnlieder' anführte, mit denen die Jugend vergiftet werde. Das Citat war nicht ganz genau; es mußte eigentlich lauten:

Ein Fluch dem Gotte, zu dem wir gebeten
Im Winterskälte und Hungerödthen!
Wir haben vergebens gehofft und geharrt,
Er hat uns gesoppt und geäfft und genarrt.

Aber es war auch in der paaschischen Version deutlich zu erkennen. Und doch hat es da drüben Keiner erkannt und ich erst habe Ihnen, als Resultat meiner Thätigkeit in gemeinnützigen Vereinen, mitzutheilen, daß dieser angeblich sozialdemokratische Vers aus dem Weberlied stammt, daß der jüdische Dichter Heinrich Heine 1847 erscheinen ließ. Also, meine Herren, den Anspruch, die Vertreter der 'modernen Bildung' zu sein, können die geehrten Herren nicht mehr erheben und erheben ihn auch thatshäglich nicht mehr.

Das erwähnte Citat erleichtert mir den Uebergang zu meinem eigentlichen Thema. Daß ich mich bei dem Herrn Heine nicht erst lange aufhalte, werden Sie mir nicht verdenken; seine frivole Verruchtigkeit ist allbekannt und ich überlasse ihn gern seinen Stammesgenossen, die sich im Schmutz wohlfühlen mögen. Dagegen möchte ich einen Augenblick bei dem berühmten Goethe verweilen. Es ist mir — leider! — bekannt, daß ein deutscher Fürst in unbegreiflicher Schwäche ihn in den Adelsstand erhoben und mit Titeln geschmückt hat, die von Rechts wegen dem echten Patriotismus und dem wahren Verdienst um die Erhaltung unserer heiligsten Güter vorbehalten bleiben sollten. Das aber darf mich nicht hindern, dieser überschäxten Persönlichkeit ins Antlitz zu leuchten und die Frage aufzuwerfen, ob der Mann, der es durch schlaue Streberkunst bis zum Minister brachte, für Das, was wir in hellerer Zeit heute unter deutsch-nationaler Kultur verstehen, wirklich beachtenswerthe Leistungen aufzuweisen hat. Soll ich Sie an den Götzendiensterinnern, den er mit dem gekrönten Revolutionär Napoleon trieb, und an sein ruchlos undeutschs Wort: „Der Mann ist ihnen zu groß“, das der Vaterlandlose in den Tagen der tiefsten Erniedrigung des deutschen Namens zu sprechen wagte? An seinen länderlichen, tief unsittlichen Lebenswandel, der, nach weniger genau bekannten, doch nicht minder schlimmen Bubenstreichen, mit der orgiastischen Verführung einer Pfarrerstochter begann und bis ins höchste Greisenalter währete, da die Begierde in ihm das Vermögen um Jahrzehnte überbaute? An seine Ge- fühlungslosigkeit, die ihn zu stetem Wechsel der Meinungen trieb und ihn hinderte, sich je, wie es einem Ehrenmann doch ziemt, einer Partei anzuschließen? In diesem Punkt wenigstens hoffe ich, auch auf der linken Seite des Hohen Hauses Zustimmung zu finden, da selbst achtbare Demokraten, wie Ludwig Börne, nachdrücklich und wirksam auf die schwarzen Flecke hingewiesen haben, die an der Gestalt Goethes sichtbar sind. (Hört! Hört!) Gewiß: er war ein begabter Dichter. Das leugnet keiner von uns. Ein Talent, nur eben kein Charakter. Lesen Sie, um zu sehen, wie weit seine Muse sich verirren konnte, die venetianischen Epigramme und die Paralipomena zum Faust. Lesen Sie, um seine wahrhaft heidnische Weltanschauung kennen zu lernen, im dreiunddreißigsten Bande der cottaschen Ausgabe die kurzen Zeitsäume mit der Ueberschrift „Die Natur“. Und blättern Sie in dem Abschnitt der „Inventiven“ die Seite auf, wo, unter dem Titel „Der Proselyt“, die Verse stehen:

Herr Werner, ein abstruser Dichter,
Dazu vom sinnlichsten Gelichter,
Verleugnete sein schändlich Lieben,

Die Unzucht, die er stets getrieben;
 Nun sucht er neue Lustespur:
 Ihn treibt die sündige Natur
 Nach Rom zur babylon'schen Hur.
 Da lächelt er denn mit Münch- und Nonnen
 Und glaubt, er habe viel gewonnen,
 Daß, was er fleischlich sonst vollführt,
 Den Leichnam nun geistlich er branlt.
 Nun will der Kerl sich mit den treuen
 Neujahrsiegessärmsten Deutschen freuen,
 Da doch der Papst, der Antichrist,
 Wogt als Türk' und Franzosen ist.

Meine Herren, ich frage nicht, ob das Deutsche Reich verpflichtet oder auch nur berechtigt ist, für Goethe-Denkäler Beiträge zu leisten. Ich gehe weiter und frage: Ist es eines großen Kulturvolles würdig, diesen Mann, der Alles, was dem Deutschen heilig ist, mit der Lange rohen Spottes übergoß, seinen Glauben, seine Reinheit, sein völkisches Fühlen, der sich zu einem verschwommenen Weltbürgerthum bekannte, im Sinne des seichtesten Materialismus sogenannte Naturwissenschaft trieb, ein Vorbereiter der Irrlehre von der Entwicklung wurde, die noch heute leider in wirren Köpfen spukt, und in seinem persönlichen Wandel das schlimmste Beispiel gab, — ist es, so frage ich, unseres Volkes würdig, einen solchen Mann als nationalen Dichter zu feiern und der heranwachsenden Generation als leuchtendes Muster hinzustellen? Woher kommt denn die furchtbare Verrohung der Jugend, über die wir jetzt so bewegliche Klagen hören? Woher anders als von dem frechen Abfall vom alten Bekannten, woher anders als von dem Götzenglauben an vermeintlich große Männer, deren überlaut gerühmtes Wirken und Schaffen für das jetzt von uns Alten klar erkannte Kulturideal nicht nur unnützlich, nein, geradezu unheilvoll war? Meine Herren, der wichtigste Gesetzentwurf, der uns in dieser Session noch beschäftigen wird, bestimmt in seinem Hauptparagraphen, mit Gefängniß bis zu sechs Monaten solle bestraft werden, wer, Schriften, Abbildungen oder Darstellungen, welche, ohne unzüchtig zu sein, das Schamgefühl gröblich verlecken, zu gesellschaftlichen Zwecken an öffentlichen Straßen, Plätzen oder anderen Orten, die dem öffentlichen Verkehr dienen, in Aergerniß erregender Weise ausstellt oder anschlägt. Meine Freunde sind noch nicht darüber schlüssig geworden, ob diese allzu dehnbare Bestimmung weit genug geht. Das aber darf ich, ohne ihren Entschlüssen vorzugreifen, wohl heute schon sagen, daß selbst in den bescheidenen Grenzen, die der Gesetzgeber hier dem gerechten Anspruch der sittlich Empfindenden gezogen hat, die

Schriften strafbar erscheinen müssen, die der angeblich so riesengroße Herr von Goethe, der bewußte Förderer aller Umsturzbestrebungen, zu geschäftlichen Zwecken drucken und öffentlich feilbieten ließ. Der Gesetzentwurf ist im Volksmund an den Namen eines Zuhälters geknüpft worden; richtiger und passender wäre es vielleicht, ihn auf den Namen des Mannes zu taufen, dem die Herren Sozialdemokraten, weil sie in ihm Geist von ihrem Geist wittern, jetzt auf Reichskosten ein Denkmal setzen wollen. Ich bin mir bewußt, daß auch damit nur ein erster Schritt gethan wäre. Über meinen Sie im Ernst, daß es bei dem Kultus bleiben darf, der seit Jahrzehnten auf unseren Hochschulen und leider auch an anderen Stellen mit den sogenannten Helden der Aufklärungszeit getrieben wird, den Kant, Fichte, Feuerbach, Schopenhauer? Schon haben wir erlebt, daß ein Mann namens Nietzsche aufzustehen und als leibhaftiger Antichrist dem Herrn und Heiland den Fehdehandschuh hinzuwerfen sich erfrechte. Freilich schlug ihn des Höchsten Zorn mit unheilbarem Siechthum; aber mir ist nicht bekannt geworden, daß die Behörden gegen die Verbreitung seiner Pamphlete eingefahren sind. Wie, meine Herren, dürfen sie sich da wundern, wenn Sie ringsum die ehrwürdigsten Uebersieferungen wanken, die Irreligiosität wachsen und als Siegerin die Partei auf dem Vormarsch sehen, der die von Thoren als Genien verherrlichten Männer den Weg gebahnt haben und die sich mit Zug und Recht die „Erbin der klassischen deutschen Philosophie“ genannt hat? Wirksam werden wir diese Partei erst bekämpfen können, wenn wir ihren Ahnen endlich den falschen Glorienschein entrissen und sie als Volksverdorber, als Feinde der neudeutschen nationalen Kultur gezeigt haben. Und heute — Das wage ich wenigstens zu hoffen — wird sich in diesem Saal aus den Reihen der Ordnungsparteien keine Stimme mehr dagegen erheben, daß der Anfang mit dem Prometheusdichter gemacht wird, der sich nicht schämte, offen einzugehen, er sei ein „decidirter Atheist“. In ihm werden Sie den Kopf der Hydra treffen. Das walte Gott!“

* * *

Also sprach im Deutschen Reichstag der Abgeordnete Freiherr von Dunkelmann-Banausen, Majorats herr, Ritter hoher Orden und Mitglied der Jerusalem-Bereinigung zur christlichen Förderung des bedrängten Türkenthumes. Lebhafter Beifall belohnte ihn. Als er geendet hatte, lichtete von der Kuppel her eine muntere, nur den Geistern verständliche Gespensterstimme:

Treibt das Handwerk nur fort, wie können Euch freilich nicht legen
Aber zuhig, Das glaubt, treibt Ihr es künftig nicht mehr.



Künstlerehre und Reichstag.

Ehre ist die Anerkennung unseres persönlichen Werthes durch Andere. Wer durch sein Vertragen im Verkehr diese Anerkennung versagt, Der beleidigt. Denn Jedermann hat ein Unrecht auf die Anerkennung seines Werthes, es sei denn, daß er sich durch seine Handlungen dieser Anerkennung selbst verlustig gemacht habe. Nicht Jedermanns Ehre ist die selbe: es gibt ganz bestimmte, verschiedenartig entwickelte Begriffe der Standesehrre. Wie der persönliche Werth eines Menschen nie so groß ist, daß er in allen Gebieten menschlichen Thuns einen Höhepunkt ersteigen, die Erfüllung der höchsten Anforderungen in sich vereinen kann, so muß ein Mann von Ehre vor Allem darin seine erste Lebensaufgabe suchen, dem Beruf, den er wählte, dem Stande, in dem er lebt, angemessen sich zu betragen. Ein Offizier, der in Fragen des Rechtes sich eines Vergehens schuldig macht, ist ehrlös, ein Kaufmann oder ein Geistlicher braucht es nicht zu sein. Ein Kaufmann, der nicht in Klarheit über seinen Vermögensstand ist, ist ehrlös. Seine Ehre beruht darin, daß er das in ihm als Geschäftsmann zu seynende Vertrauen nicht täuscht. Ein Offizier, der Schulden hat, braucht deshalb keineswegs verächtlich zu sein. Es ist ja besser, wenn er in geregelten Verhältnissen lebt; aber Das ist nicht die Grundbedingung des Wirkens in seinem Beruf.

Um einen Künstler in seiner Berufsehre zu kränken, muß man ihn als einen Mann darstellen, der seinen Beruf nicht ernst erfüllt oder der sich gegen Das, was das eigentliche Ziel des Berufes ist, vergeht. Sein Beruf nun ist die bildliche Darstellung von Dingen der Natur oder der Einbildungskraft. Man kann darüber streiten, ob es seine Hauptpflicht sei, die Natur wahr, oder, sie schön darzustellen. Jedenfalls ist seine ernste Aufgabe, sich in die Dinge zu vertiefen, sie in sich aufzunehmen und sie so darzustellen, wie sie im seinem Formengefühl lebendig wurden. Seine Ehre besteht also darin, daß er fleißig an sich selbst schafft, um sich künstlerisch ausgeben zu können, daß er mit Ernst und Eifer an dem Werke arbeitet, um Das, was er für das Beste hält, so gut, wie er nur irgend kann, zur Erscheinung zu bringen. Dieses Streben kann ihn dahin führen, einen außerordentlichen Fleiß zu entwickeln; es kann ihn aber auch lehren, daß er auf die Augenblicke der Eingebung zu warten habe und in ihnen mit stürmischer Hast arbeite. Die Form des Hervorbringens ist verschiedenartig, für Jeden eine andere, das letzte Ziel aber ist das selbe: nach Maßgabe seiner Persönlichkeit das Beste zu schaffen, unbekümmert um Beifall und Vorheil.

Unter den Künstlern steht der Begriff der Ehre vollständig fest: nicht der Erfolg ist es, der die Ehre giebt, sondern die Sicherheit des Lebens in sich und des Schaffens aus sich heraus. Berachtet ist der Maler, der auf Bestellung so

schön malt, wie es der „Märzen“ eben haben will. Diese Verachtung wirkt in Künstlerkreisen so stark, daß oft mit großen Lockmitteln kein geschickterer Mann zu Arbeiten zu verleiten ist, die für unkünstlerisch gehalten werden. Es galt in der Zeit und Schule des Cornelius als verächtlich, niedliche Gentebilder zu malen, und viele brave Künstler sind in Ehren zu Grunde gegangen, weil sie von Dem, was sie für echte Kunst hielten, nicht ablassen wollten, — selbst dann nicht, als ihre ganze Denkensart auch in Künstlerkreisen keinen Anklang mehr fand. Viele Maler leiden und darben unter dem Mißstande, daß ihr Streben nach Neuem, selbst Empfundenem, vom Volk noch wenig verstanden wird: so die Maler kirchlicher Dinge. Aber so laut die Kirche auch die „traditionelle Kunst“ fordert: sie findet unter den Besseren aus den Reihen der Jungen kaum Einen, der sich durch Aufträge verleiten läßt, seinem inneren Drange zuwider Das zu schaffen, was die Kirchenkommen von ihm verlangen. Er wäre ehelos im künstlerischen Sinne, thäte er es, — ehelos, weil er gegen Das sich verginge, was das Ernsteste und Wichtigste in der Kunst ist: das Aufbauen des Werkes aus Eigenem.

Im Reichstag hat der Centrumsführer Dr. Lieber gesagt, ein defor-
tiver Fries von Franz Stuck sei Schmiererei. Ich habe den Fries nicht ge-
sehen, ich weiß nur, daß hervorragende Künstler, die ihn kennen, sich beifällig
über ihn äußerten. Und ich kenne Stuck als ernsten Künstler. Und da bin
ich der Ansicht, Herr Lieber werde wohl einfach einen schlechten Geschmack
haben, der ihn zwingt, das Eigenartige zu verabscheuen. Da er diese Eigen-
thümlichkeit mit der Mehrzahl aller Reichstagsmitglieder und leider auch
unseres ganzen Volkes theilt, so ist darüber nicht eben viel zu sagen. Wir
Alle sind gewöhnt, daß das Gute bei uns mißfällt. Kunstwerk und Betrachter
stehen aber in einem Wechselverhältniß zu einander: Beide geben ihr Urtheil,
der Betrachter laut, das Kunstwerk leise. Die Leute, die einst Beethoven ver-
sachten, waren sicher eben so sehr überzeugt, damit ein verständiges Urtheil zu
fassen, wie Herr Dr. Lieber es war, als er seine Plattheiten vorbrachte. Beide
merkten nicht, daß in viel eindringlicheren Tönen das Kunstwerk über sie lacht.
Wer nun zuletzt und am Besten lachen werde, Lieber oder Stuck, darüber
fehlt uns noch das Urtheil. Das wird sich in einigen Jahrzehnten ergeben.
Mir freilich ist nicht zweifelhaft, wie die Dinge kommen werden.

Die Witze Liebers haben die Künstler sehr erregt. Sie fühlen sich in
Stuck beleidigt. Nicht etwa durch die Ablehnung: es ist die Art, wie der
ganze Reichstag, wie namentlich sein Präsidium sich dazu verhielt. Lieber ist
ein Mann, der sich mit künstlerischen Dingen sichtlich wenig beschäftigt hat.
Solche „Urtheile“, wie er sie fällt, kann man in jeder Ausstellung hundert-
fach hören. Der Künstler muß sich daran gewöhnen, daß, wer an der Straße
baut, die Leute reden lassen muß. Man weiß nur Den zurecht, der sein „Urtheil“

zu laut ausspricht, und macht ihn auf seine Pflicht aufmerksam. Anderen den Genuss nicht zu föhren. Aber der Präsident des Reichstages sollte doch wohl, so hoffte man unter den Künstlern, so viel vom Wesen der künstlerischen Produktion verstehen, daß er erkennen könnte, die „Kritik“ Liebers treffe nicht ein Kunstwerk, sondern beleidige den Künstler, treffe ihn an seiner Ehre, da sie ihm „Schmiererei“, also eine Verleumdung der eigentlichen künstlerischen Pflichten, vorwirft. Ein Künstler soll eben nicht schmieren, so wenig wie ein Offizier ausreihen soll. Wer ihm nachsagt, er habe geschmieret, Der beleidigt ihn, mindert ihm die Anerkennung seines persönlichen Werthes. Und es ist Pflicht des Präsidenten, einen so Angegriffenen, da er sich nicht verteidigen kann, vor Beleidigung zu schützen.

Doch auch Das ist nicht das Schlimmste. Wir wissen, daß auch unsere Reichstagspräsidenten Politiker sind und daß in Deutschland die Politiker einen Beruf darin zu suchen scheinen, von Kunst so wenig wie möglich zu verstehen. Wer sich mit dem Verhältniß der Kunst zum öffentlichen Leben beschäftigt hat, Der muß gelernt haben, daß im Reichstag seit dem Tode des zwar einseitigen, aber doch begeisterten August Reichensperger kein Mann aufgetreten ist, dessen Wirkung ein ernsthaftes, persönliches Verhältniß zur Kunst vertritt. Mir nun will scheinen, als wenn ein solches Verhältniß zur Bildung des Menschen gehöre. Ich mag ja darin irren, ich mag zu sehr Fachmann sein, um klar zu sehen. Ja, ich bin es so sehr, daß ich einen in künstlerischen Dingen nicht Heimischen für einen Mann halte, der eine recht unangenehme Lücke in seiner gesellschaftlichen Bildung hat, so gelehrt, geschäftskundig, gewandt er sonst auch sein mag. Ich nehme im Vertrauen zu der Gerechtigkeitsliebe des Reichstagspräsidenten an, daß es ihm an der Bildung gefehlt habe, die ich für eine vollkommene halte, und daß er nur deshalb die Beleidigung, die einem Künstler — und in ihm der Kunst — zugefügt wurde, nicht zu erkennen vermodte. Aber daß im ganzen Reichstag Keiner saß, der über Stuck und über die Stellung der Volksvertreter zur Kunst ein gutes Wort zu sagen hatte, daß sich Keiner fand, der auf das für den Reichstag so Beschämende des Vorganges hinwies, daß Keiner sah, hier werde unter dem Beifall des Hauses ein ganzer Stand verhöhnt, der doch auch sein Recht auf Ehre hat: dieses Schauspiel hat Viele aufrichtig betrübt. So tief sieht also das deutsche Volk noch in seiner Kunstbildung, so wenig ist sein Reichstag befähigt, über die Dinge mitzusprechen, die uns, den mit der Kunst Vertrauten, als sehr ernst erscheinen!

Obgleich ich nicht zu den unbedingten Verchtern Stucks gehöre, glaube ich doch, daß, wenn Lieber und Stuck an einander gewogen werden, Stuck ganz erheblich schwerer befunden wird. Es kommt freilich auf die Wage an. Meine ist die der Zeit. Mit wem wird man sich in hundert Jahren mehr

beschäftigen: mit Stuck oder mit Lieber? Ich bin kein Freund des Prophezeiens. Eins aber wird man wohl schon jetzt voraussagen können: die Ablehnung der Werke Stucks, namentlich die Form der Ablehnung, wird in Stucks Leben zum Gegentheil von Dem werden, was der Reichstag beabsichtigte. Man wird nicht Stucks Werk nach dem Urtheil des Reichstages, sondern das künstlerische Verständniß des Reichstages nach den Kunstwerken Stucks messen. Diese sind das Dauernde, die feste Grundlage für ein Urtheil der Zukunft über unsere Zeit. Es fragt sich also: wird die Zukunft das Vorgehen des Reichstages als einen Beweis von hoher Einsicht oder vom Gegentheil ansehen? ... Mir will scheinen, als brachte Stuck die Antwort hierauf nicht zu fürchten.

Auch Adolf Hildebrands Entwürfe für Stimmzettelurnen sind vom Reichstag abgelehnt worden. Die Sache erhält dadurch noch mehr Bedeutung. Wäre das Selbe geschehen, wenn man den ersten Künstlerverbeschüler mit dem Entwurf betraut hätte? Sicher nicht! So ein nettes Ding in deutscher Renaissance oder Barock hat immer seine Freunde. Hoffentlich findet sich ein anderer Weg, die ernsten, schlichten Arbeiten Hildebrands zur Ausführung zu bringen. Sie könnten durch jenen Beschluß zu nationalen Denkmälern werden, — freilich nicht zu solchen des Ruhmes für den Reichstag. So verbildet, könnte es dann einst heißen, war der Geschmack im deutschen Volk, daß ihm das Verständniß schlichterer Kunst völlig verschlossen blieb.

Es ist keine leichte Aufgabe, in Deutschland ein ernst strebender Künstler zu sein. Welche ungeheure Menge von geistiger Trögenheit ist noch zu überwinden, ehe wir zu einem engeren Zusammenhang zwischen Kunst und Leben in unserem Volle gelangen! Wie weit sind uns andere Völker voraus! Und welche Riesenauflage ruht auf Wallots Schultern, da er der Mittler sein soll zwischen ernster Kunst und Bauherren, die so ganz und gar unsfähig sind, zu begreifen, was diese Kunst erstrebt! Wäre Stuck ein kleiner Beamter, so würde der Staatssekretär Graf Posadowsky gewiß für seine Pflicht gehalten haben, ihn zu vertheidigen. Nun sprach er kein Wort für ihn. Der Staat und seine Vertreter haben zwar den Grundsatz, daß die Kunst „gefördert“ werden müsse. Aber sie ist ihnen ein fremdes Reich, ein Gebiet, auf dem auch sie nicht heimisch sind. Da herrschen keine Verfügungen, da ist daß Rechte nicht klar erkennbar, da reicht das Bischen Geschäftskennenntniß nicht aus. Keine Spur jenes höheren Menschenthumes, daß die Regungen des Volksgeistes lebendig in sich wiederflingen läßt. Nur der matte Ton des zerbrochenen Irdbengeschirrs, kein Metall, sondern eitel rissiger Thon.

Und diese Herren wollen dem deutschen Volk seinen Idealismus erhalten! ... Ach, Du meine Güte!

Napoleon.*)

Nach dem Tage von Varennes beginnt die Schreckenszeit der Revolution; sie endet mit dem achtzehnten Brumaire. Am Anfang steht ein nachgiebiger Wille, eine schwache Intelligenz, am Ende eine trozige Energie, ein starker Verstand. Ludwig XVI. wurde von der Fluthwelle eines Stromes, der seiner selbst noch nicht bewußt war, begraben; Napoleon war der Fluthbrecher, der dem Laufe des selbstbewußten, siegreichen Stromes ein Ziel setzte. Was in solchen Phänomenen Schicksal heißt, ist zunächst der dunkle Wille eines großen Volkes, dann der Wille eines großen Mannes. Dieser selbst wird Glück, Stern, Verhängniß, Roß, Schicksal. Das nennen, was sein Verstand, seine Thatkraft, sein Wille, seine Moral nicht vorauszusehen, zu greifen und zu beherrschen im Stande waren. So verändern sich Wesen und Erscheinung des Schicksals beständig je nach dem Stande unserer inneren Kraft. Je bedeutender ein Mensch ist, desto entfernter, unwirkamer, unzugänglicher und inoffensiver wird die Rolle sein, die er dem Verhängniß zuweist.

Ein merkwürdiges Schicksal waltet über dem lühnen Abenteuer des achtzehnten Brumaire. Das ist nicht mehr, wie in Varennes, ein irres, unsicheres Verhängniß, das gedankenlos und zielloß, wie aus Versehen, über ein armes, verschlafenes Wesen hereinbricht, nach den ersten Schlägen selbst Verstand verlangt und, ganz wie sein Opfer, am Liebsten nichts thun und um Alles nicht tragisch sein möchte. Thränen, Zaudern, Mitleid, ohnmächtiges Flehen sind vorüber. Die große Göttin, die uns unerschütterlich, schrankenlos, unbeschreiblich dünnst, nimmt hier, wie überall, just die Gestalt, das Aussehen, die physischen und moralischen Gewohnheiten des Menschen an, dessen Absichten sie kreuzen wird. Ist er groß, so ist sie groß; ist er energisch, so ist sie energisch; ist er edel, treulos oder verwegener, so ist auch sie edel, treulos oder verwegener. Der Mensch wird von ihr überwunden, wenn sein Verhalten dem Ideal, das er zum Leben erweckt hat, der Form, die er selbst der geheimnißvollen Schicksalsmacht gegeben hat, nicht mehr entspricht. Denn ahnt sie all sein Gebahren auch getreulich nach, so sind ihre Bewegungen doch tiefer, umfassender, langsamer und andauernder, folglich auch mächtiger und witsamer. In Wahrheit ist Das, was wir Verhängniß nennen können, wenn wir auf Mystik und figürliche Einkleidungen, die der Eitelkeit

*) Ein bisher nicht veröffentlichtes, auch in die französische Ausgabe von *La sagesse et la destinée* nicht aufgenommenes Nachtragsskapitel, das aber in der deutschen Ausgabe (bei C. Dieberichs in Leipzig) erscheinen wird.

und Indolenz allzu willkommen sind, verzichten, nur daß gewöhnliche Mißverhältniß zwischen der Kraft der Wünsche und der Kraft der Handlung, zwischen der Anfangsenergie und der erforderlichen Gesamtenergie, zwischen der Form, die wir selbst dem Schicksal gegeben haben, und unserer Haltung im Entscheidungsmomente des Kampfes.

An jenem gefährlichen achtzehnten Brumaire galt es, sich einer geschwächten, zusammenhanglosen, müden und zerstückelten Gewalt zu bemächtigen; aber das konnte nur geschehen, wenn man in dieser Stunde des Geheimnisses, des Argwohns und des Schreckens zugleich Hand an ein Idol legte, an das Idol der Freiheit. Es schien zu schlummern und von den ungeheuren Opfern, die man ihm dargebracht hatte, wie berauscht zu sein; es blutete noch aus den Erinnerungen an die Schreckenszeit und bebte noch von den Gefahren und Angsten des Thermidor. Bonaparte war als Sieger aus Ägypten zurückgekehrt. Der Beifallsjubel, der ihn empfängt, macht ihn der Regierung um so verdächtiger; ein falscher Schritt, ein Zaudern, eine geringfügige Indisziplin können ihn verderben. So war ein verwegenster Handstreich in einem furchtbaren Augenblide kaum möglich. Diese Blätter der Geschichte lehren uns, wie ein unerschütterlicher Verstand und ein gigantischer Wille allen feindlichen Fülligkeiten trocken, ihnen vorbeugen, sie bis in jeden Schlupfwinkel hinein verfolgen und besiegen. Tod und Leben, die höchste Gewalt und das Schaffot, alle Paroxysmen der Liebe und des Hasses stehen auf dem Spiele. Viertal, fünfmal wird die That, wie ein von plötzlichem Lichtschein aufgestörter Nachtvogel, aus dem Nest geworfen, daß ihre Heimat schien, und flattert in unbestimmtem Fluge zwischen Ruhm und Schmach, Vertücktheit und Heroismus, Triumph und Untergang. Das Glück hängt an Kleinigkeiten, hätte man gesagt, wenn in Saint-Cloud nicht das Schicksal auf einen Willen gestoßen wäre, denn es selten begegnen mag: Alles schien verloren, nachdem sich die Vorbereitungen um Stunden verzögert hatten; Sieyès, Duces und andere Freunde und Mitverschworene, die für den Fall des Mißlingens ihre Wagen am Schloßgitter in Bereitschaft hielten, schieden sich an, zu fliehen. Die Fünfhundert, von denen Alles abhängt, schäumen in stürmischer Entrüstung: „Nieder mit den Diktatoren!“ Sie schwören, die Verfassung aufrecht zu erhalten, und selbst ihr Präsident Lucien Bonaparte, Napoleons eigener Bruder, wagt nicht, zu widerstehen. Die Mitglieder des Rathes der Alten, die schon gewonnen waren, werden unruhig und scheinen zu schwanken. Selbst die Truppen, mit denen Saint-Cloud vollgepumpt ist, zögern, so daß die Patrioten, die Vertreter der alten, unerbittlichen Revolution, bereits den günstigen Augenblick ersehen, um sie gegen den drohenden Staatsstreich auszuspielen. Alles scheint schon verloren und der lächerliche Mißserfolg ist so handgreiflich, daß Augereau, der eben jetzt dem Anstifter — oder

sollte man nicht schon sagen dürfen: dem Opfer? — dieses Chaos begegnet, nichts zu sagen weiß als: „Nun, da sind Sie ja in einer schönen Lage!“ „Bei Arcole stand es schlimmer!“ entgegnet ihm Bonaparte und dringt mit seinem Stabe in den Sitzungssaal der Alten ein. Er war ohne jede Erfahrung für seine Rossen und hatte noch nie auf einer Rednerbühne gestanden. Aber er spricht zu ihnen, wenn auch mit nervöser Stimme; er jagt ihnen Schreden ein, beruhigt sie wieder, ermutigt sie und feuert sie an. „Bedenken Sie“, ruft er zuletzt drohend, „bedenken Sie, daß mich das Glück und der Kriegsgott begleiten!“ Und der Saal huldigt ihm.

Dann eilt er zu den Fünfhundert. Raum überschreitet er die Schwelle, als ihn wütendes Geschrei empfängt: „Nieder mit dem Diktator! Nieder mit dem Tyrannen!“ Man umringt, drängt und stößt ihn; einige Grenadiere, die er draußen gelassen hat, kommen ihm zu Hilfe und er gewinnt den Ausgang wieder, während das Toben fortdauert und Dolche gezückt werden. Er steigt zu Pferde, sprengt zu den Truppen, schilbert die Gefahr, der er entronnen ist, und sie jubeln ihm zu. Die Fünfhundert tobten fort. Lucien will seinen Bruder verteidigen. Umsonst! Von allen Seiten gelingt der furchtbare Ruf — der Ruf, der schon Nobelpierre den Tod gebracht hatte —: „Geächtet!“ Bonaparte hört draußen, wie der Lärm immer bedrohlicher wird. Er zittert für Lucien und schickt zehn Grenadiere hinein, die ihn aus dem Saal herauszerren. Beide steigen darauf zu Pferd und reiten die Front der Truppen entlang. Jetzt ist der entscheidende Augenblick da: das Schicksal scheint füllzustehen. Zu spät für ein Zurück; zu früh vielleicht für ein Vorwärts. Bonaparte gibt ein Kommando, Murat und Leclerc führen ein Bataillon mit gefalltem Vojonett in den Sitzungssaal. Die Deputirten flüchten in Todesangst durch Thüren und Fenster und im Handumdrehen ist der Saal leer. Die Alten sind außer Fassung, erscheint, zerschmettert; sie wagen nicht, zu widersprechen. Fünfhzig vom Rath der Fünfhundert, die im Garten waren und Mitwisser des Staatsstreiches sind, unterzeichnen ein Dekret. Es wird von den Alten bestätigt und gegen Mitternacht sind Bonaparte, Sieyès und Roger-Ducos zu Konsuln ernannt. Von diesem Tage an ist Napoleon Herr in Frankreich.

Man müßte diese feindliche und dunkle Macht, die wir Schicksal nennen, sich in einer vollständigeren Schilderung dieses Tages veranschaulichen und an anderen ähnlichen Wendepunkten auffinden, um ihre plötzliche Hartnäckigkeit und dramatische Wucht, ihre menschliche Vorausicht und Tiefe, ihre aller Erwartungen spöttende Wirklichkeit im Größten wie im Kleinsten, überall, wo Napoleon eine bedeutende Entscheidung trifft, ganz zu verstehen. Napoleon ist bis zu dieser Stunde der Vollmensch in der Geschichte. Jeder seiner Schritte ist unglaublich wirklich, nothwendig, vernünftig, wenn nicht

in den Zielen, so doch in den Mitteln. Alles, was er unternimmt, stützt sich auf die allgemeinsten, selbsterständlichsten Wahrheiten des täglichen Lebens; aber die außerordentliche Anzahl kleiner Wahrheiten, die er mit einem Blicke überblickt und beherrscht, bedeutet seine Größe. Und daher legt das Schicksal beinahe alle seine gewöhnlichen Waffen augenblicklich zu seinen Füßen nieder und entlädt die übermenschlichen gespenstischen Wesen, die so viele Helden schon gewarnt und betrogen, verwirrt, gelehrt, geschreddert haben; viele, — denn oft schlummert in der Seele des Helden ein Träumer oder ein beweglicher, inbrünstiger oder leichtgläubiger Dichter, der an Schatten glaubt und zu dem Schatten reden dürfen. Napoleon hat nichts von Alledem. Hier ist ein Mensch ohne Gleichen, der nur mit der objektiven Realität rechnet, mit den physischen und geistigen Kräften, die man ohne Rechenshler überschlagen und wägen kann, und er verwirkt mit Hilfe dieser Elemente, die dem Träumer ganz und gar fremd sind, den größten Traum, der je gelebt worden ist. Außerhalb seiner Persönlichkeit kennt und ehrt er sein Ideal, um sein Ich und den mahllosen Ehrgeiz seines Ichs daran aufzurichten. Er dient weder Gott noch irgend einer Wahrheit, seiner höheren Gerechtigkeit, seiner Sehnsucht nach Liebe oder Glück. Nur eins will er: Frankreich sei so groß, so mächtig wie möglich, auf daß er und die Seinen groß und mächtig werden wie seine Väter. Strebt er nach einer Utopie, so ist sie grobstößlich, ohne Philosophie und jenseits von Gut und Böse. Und dennoch handelt er, als ob er von jener selbstlosen Imagination getrieben würde, die den Menschen blendet und verblendet, so daß er in der Entscheidung seine Kleinheit vergißt. Einen genialen Mathematiker und einen großen epischen Dichter hat ihn einer feinen Historiker genannt. Mag sein; nur nahm er jedenfalls die Mathematik ernster als das epische Gedicht. Im Grunde waren ihm alle die bauschigen Abstraktionen, Gerechtigkeit, Freiheit und Brüderlichkeit, Fortschritt und Menschenglück, die für andere große Männer der That oder der Werke immer viel mehr bedeutet haben als für die große Menge, ganz und gar gleichgültig. Er nahm nicht einmal sein eigenes Gewissen ernst. Er machte sich nichts aus Lügen, Grausamkeit, Ungerechtigkeit und Verrätherien, ohne die ihm kein Tag vergeht, und bleibt sich darum nicht weniger selbstgerecht. Das geschieht nicht aus Beschränktheit, Schwäche oder Urtheilslosigkeit. In seinem umfassenden Gehirn sind alle Elemente höchster Moral, sicherster Weisheit und vollkommener Tugendhaftigkeit in dem Maße geordnet, daß er ohne Erschütterung Weisheit, Moral und Tugend ausschalten kann, wenn sie seinen Plänen nicht mehr förderlich sind. Von seinem Ideal beherrscht, findet er in sich die unerträliche Kraft, die Anderen nur in solchen Augenblicken verliehen ist, wo sie sich ihrem erhabensten Ideal opfern. Wenn man näher zusieht, findet man bei ihm keins jener phantastischen

Ziele, die ein wahrhaft hochherziger und edler Sinn zu verwirklichen strebt, und doch scheint er mit der ganzen Weite von Gefühl und Verstand ausgerüstet, die solche Gedanken nährt und solche Pläne gebiert. Hätte er nicht doch etwas von dem Gefühl des Träumers für Tugend, Gerechtigkeit, Schönheit und das Ewige gehabt, jenes Gefühl, das die Größe beschleicht, wenn sie sich bewußt wird, daß kein Raum mehr für ihre Tragik vorhanden ist, so wäre er nicht der heroische Übermensch, der er in Wirklichkeit war. Denn ein Held, ein außerordentlicher Mensch kann nicht aus ausschließlich praktischen und grobstofflichen Anlagen zusammengesetzt sein. Und hätte er diesem Gefühl, daß ihn immer erfüllte und das sich namentlich in seinem Sturz und gegen Ende seiner Laufbahn deutlich zeigte, Macht über sich gegeben, so hätte er die Art von Größe, die wir trotz Allem an ihm bewundern, nicht zu verwirklichen vermocht. Ein befremdender, aber allzu menschlicher Widerspruch, den die Geschichte nicht zu enträtseln vermag.

Wie Dem aber auch sei: man sagt sich von jenen großen, geheimnißvollen Schatten, von denen ich zu reden unternahm, nie ungestraft los. Wenige Sterbliche hatten einen unerschütterlicheren und durchdringenderen Verstand als Napoleon; wenige Sterbliche konnten sich also von der Gerechtigkeit ein gewaltigeres und klareres Bild machen; aber sicher haben auch nur wenige in außerordentlicher Stunde mehr zu kämpfen gehabt, um sich der vorgestellten Idee zu beugen. Sich der Idee, die wir in unserem Bewußtsein tragen, aber nicht beugen, heißt, den Wächtern, die in unserer geringsten Handlung feindlich lauern, den Abgrund weisen, der zwischen dem Begreifen und Verlangen unseres Verstandes und Dem sich aufgethan hat, was unserem Charakter gebührt. Kaum fällt ein blitzschnell aufzudender Lichtschein in diesen Abgrund und macht ihn kenntlich, so stürzen sie herbei, — und das Verderben nimmt seinen Lauf. Darum soll man nicht auf die Gerechtigkeit des Schicksals rechnen; aber in den Menschen und Dingen selbst wohnt eine immanente Gerechtigkeit. Unerbittlich rüden die Kräfte, die uns umgeben, unsre Überschreitungen, und Das ist keineswegs erstaunlich, denn der unbestrittenste Theil unserer Morallehren ist im Grunde nichts Anderes als die Anwendung von Naturgesetzen auf die menschlichen Beziehungen. So betrachtet, kenne ich kein Leben, in dem jede Ungerechtigkeit schneller und deutlicher bestraft warden würde als im Leben Napoleons. Schneller, unerbittlicher und unabänderlicher als irgendwo sonst haben sich in diesem Leben Ungerechtigkeit, Lüge und Treulosigkeit selbst gerichtet. Ohne Scheu vor einem Fehlschluß, der als bewiesen vorausgesetzt, was erst bewiesen werden soll, behauptete ich, daß, wer über die moralische Bedeutung dieser oder jener Handlung seines Lebens, etwa über die Ermordung des Herzogs von Enghien, in Zweifel wäre, das Problem lediglich dadurch zu lösen im Stande sein könnte, daß er die mehr oder

minder große Einbuße entscheiden ließe, die diese Handlung der Leidkraft seines Glückssternes gebracht hat. Wenn Enghien sich wirklich gegen ihn verschworen hatte, wenn er schuldig war und gesetzlich auf französischem Boden, nicht durch einen hinterlistigen Rechtsbruch in einem befreundeten Staate, gefangen genommen worden wäre, wenn der Prozeß, das Urtheil und die Todesstrafe der Gerechtigkeit des Landes entsprochen hätten, nimmermehr würde sein Tod die Empörung und Entrüstung von ganz Europa in die Schranken gerufen haben. Damals richtete sich zwischen Napoleons Vergangenheit und Zukunft jene verhängnisvolle Scheidewand auf, die nur noch von den Nachgeblüttinnen überschritten werden konnte. Nie wäre der Haß so unauslöschlich, der Antagonismus der Gegner so furchtbar, so unvermeidlich und unversöhnlich geworden; denn von der rechten Höhe aus gesehen, ist es doch immer und ewig die Gerechtigkeit, die alle Thaten, alle Triebe der Menschheit leitet mag jeder Einzelne auch den Phantomen des Ruhmes, des Hasses oder der Liebe nachzujagen scheinen.

Meine Aufgabe ist nicht, die Geschichte Napoleons noch einmal zu schreiben. Es mag genügen, noch der Tragödie von Vincennes, jenem ersten Einbruch in die Gerechtigkeit, jenem ersten Stillstand eines Glückes ohne Gleichen, noch an den unglaublichen Hinterhalt von Bayonne zu erinnern, die niedrige und geduldig lauernde Verräthelei, die die unglücklichen, wehrlosen und allzu vertrauensseligen spanischen Bourbons in seine Hand lieferte. Die Folge war ein schrecklicher Krieg, der dreihunderttausend Krieger, die ganze Energie und sittliche Kraft Frankreichs, das Prestige, fast alle Stützen der Zukunft, die Hingabe und alle glücklichen Aussichten für das Kaiserreich begrub. Endlich dente man an sein unredliches, unmenschlich stolzes und ungerechtes Verhalten gegenüber dem verständigen und ritterlichen Alexander, daß mit dem furchtbaren russischen Feldzuge und dem endgültigen Untergange seines Glückes in den eisigen Fluthen der Betsina und auf den Schneefeldern Polens abschloß.

Ich weiß wohl, daß diese erstaunlichen Katastrophen auf zahlreiche Ursachen zurückzuführen sind; doch wenn man von allen äußeren Umständen, allen mehr oder minder unvorhergesehenen Zwischenfällen bis zur Degeneration eines Charakters, bis zu den Thorheiten und Gewaltthaten, bis zum Größenwahn eines Geistes, der sich selbst verloren hat, Schritt für Schritt zurückgeht: dünkt es uns da nicht, als stünde der schweigende Schatten der verkannten menschlichen Gerechtigkeit an der Quelle des Unglücks? Jener Gerechtigkeit, die Alles in Allem nichts sehr übernatürliches oder Geheimnisvolles hat, die aus sehr erklärbaren Ansprüchen, aus tausend kleinen Wirklichkeiten, aus zahllosen Mißbräuchen und Lügen besteht und keineswegs in einem tragischen Augenblick, wie die antike Minerva, plötzlich in Wehr und Waffen aus

der bräuenden, trächtigen Stirn des Schicksals springt. Geheimnißvoll ist nur die ewige Gegenwart der menschlichen Gerechtigkeit; aber ist nicht alle menschliche Natur sehr geheimnißvoll? Verharren wir einen Augenblick bei diesem Mysterium. Es ist das gewißste, das tiefste, das heiligste. Es ist das einzige, daß der menschlichen Güte stets tröstlich bleiben wird. Und wenn wir jenem geduldigen und wachsamen Schatten nicht überall in dem Maße begegnen wie im Leben Napoleons, wenn die Gerechtigkeit nicht immer so unerbittlich erscheint, so verloren es sich um so mehr, sie da zu zeigen, wo sie hervortritt. Führt Das zu Zweifeln und Unsicherheit, so sind sie bessere Rathgeber als leichtherziges, faules und blindes Zeugnen oder Behaupten, die uns so häufig begegnen; denn es handelt sich in Fragen dieser Art nicht so sehr um Beweise, wie darum daß der Geist aufhorche und eine freie und ernsthafte Erfurcht fasse Allem gegenüber, was in den Thaten der Menschen, in ihrer Gebundenheit an Gesetze, die über ihnen zu stehen scheinen, und in den Folgen dieser Gesetze noch unerklärlich ist.

Bemühen wir uns, die wahrhaft bestimmende Wirkung des großen Mysteriums der Gerechtigkeit im Charakter eines Menschen aufzudecken. Denn hier, so darf fähnlich behauptet werden, liegt der bedeutendste, der wertlichste Theil des Mysteriums. Im Gemüth des Menschen, der ein Unrecht thut, vollzieht sich ein erschütterndes Drama — das Drama aller Dramen — und dieses Drama ist um so gefährlicher, um so verhängnißvoller, je größer der Mensch ist und je mehr Dinge sein Geist umfaßt. Man versuche, sich vorzustellen, was bei der Verräthei von Bayonne in Napoleons Seele vor sich ging, als er den unglücklichen und sanftmütigen Karl den Vierten mit seinem Sohn Ferdinand unter eben so feierlichen wie arglistigen Versprechungen nach einer Reihe von niedrigen und empörenden Machenschaften aus ihrem Reich lockte, um sie einzufestern und ihrer angestammten Krone zu berauben!

Man sage nicht, daß in solchen stärmischen Augenblicken das Moralgesetz eines großen Daseins verwirchter sei als das eines Alltagslebens, daß ein thätiger und starker Wille andere Rechte habe als ein stöckender und schwächer Wille, daß man Bedenken niederschlagen könne, die neber aus Unwissenheit noch aus Schwäche stammen, oder weil man sie aus größerer Höhe betrachte als der Durchschnittsmensch, und daß diese absichtliche Unterdrückung ein Sieg des Verstandes und der Kraft sei; daß es ungefährlich sei, Böses zu thun, wenn man sich bewußt ist, daß und warum man es thut. Das Alles kann die Grundlagen unserer Natur nicht betrügen. Jede Ungerechtigkeit erschüttert das Vertrauen, daß ein Wesen in sich und in sein Schicksal sieht. Im gegebenen Zeitpunkt, gewöhnlich in seiner ernstesten Stunde, hat der Mensch darauf verzichtet, nur auf sich selbst zu bauen; sein Gedächtniß wird Das für immer festhalten und von nun an wird er sich nie mehr ganz

wiederfinden. Er hat sein Schicksal verwirrt und vielleicht für immer unheilvoll beeinflußt, seit und weil er einmal fremden Mächten Einloß gewährt hat. Er verliert das unbekünte Gefühl seiner Persönlichkeit und seiner Kraft. Er unterscheidet nicht mehr, was er sich selbst verbannt und was er von jetzt an den Verderben bringenden Geistern entlehnt, die seine Ohnmacht herbeigerufen hat. Er ist nicht mehr der Feldherr, der seinem Soldatenheer gebietet; er ist der Bandenführer, der nur Helfershelfer hat. Seine Menschenwürde ist verloren, sie, die keinen Ruhm will, zu dem man, Kummer im Herzen, lächelt, wie man einem untreuen Weibe lächelt, daß man liebt, ohne glücklich zu sein.

Der wirklich starke Mensch prüft sorgfältig die Anerkennung und die Vortheile, die ihm aus seinen Thaten erwachsen sind, und verwirft stillschweigend Alles, was die Grenzlinie, die er in seinem Gewissen gezogen hat, überschreitet. Er wird um so stärker sein, je enger diese Linie sich an diejenige anschließt, die die geheime Wahrheit, die auf dem Grunde aller Dinge ruht, eben dort gezogen hat. Die Ungerechtigkeit ist fast immer ein Eingeständniß unserer Ohnmacht gegenüber dem Schicksal, — und es bedarf nicht vieler Geständnisse dieser Art, um dem Feinde den verwundbarsten Fleck unserer Seele zu offenbaren. Eine Ungerechtigkeit begehen, um einen kleinen Ruhm zu ernten oder uns den Ruhm zu sichern, den wir besitzen, heißt, sich die Unfähigkeit eingestehen, Das zu erreichen oder festzuhalten, was man sich wünscht; heißt, bekennen, daß man die Rolle, die man sich gewählt hat, nicht ehrlich ausfüllen kann. Aber trotzdem will man sie weiterspielen . . . und damit treten Täuschungen, Zug und Trug in das Leben ein.

Zwei oder drei Falschheiten, zwei oder drei Verräthereien, einige Treulosigkeiten und eine gewisse Anzahl von Lügen, schuldvollen Unterlassungen und Schwächen, — und unsere Vergangenheit ist uns selbst ein gar entmuthigendes Schauspiel; und doch ist uns die Hilfe unserer Vergangenheit sehr nöthig. In ihr allein erkennen wir uns wirklich; sie spricht zu uns in unseren Zweifeln: „Da Du Jenes thatest, kannst Du auch Dieses thun. In jener Gefahr, in jenem bangen Augenblick hast Du Dich bewährt. Du hattest Vertrauen zu Dir und Du hast gesiegt. Nichts hat sich geändert: bewahre Deinen Glauben unerschüttert; Dein Stern wird Dir treu sein.“ Was aber sollen wir antworten, wenn unsere Vergangenheit uns zuraunt: „Es ist Dir nur durch Ungerechtigkeit und Lüge gelungen, folglich mußt Du wieder lügen und wieder betrügen“? Niemand läßt die schmerzenden Augen gern auf eine Lüge, eine Niedrigkeit, eine Treulosigkeit zurückblicken; und alle Vergangenheit, die nicht fest, nicht klar, nicht getrost und bestriedigt ist, stößt und beengt unsere Zukunft. Nur wenn wir die Vergangenheit ruhigen Auges weithin zurückverfolgen dürfen, erlangt unser Geist die Kraft, in die Zukunft einzudringen.

Paris.

Maurice Maeterlinck.



Lucian.

Linem Verfasser eines größeren Werkes fällt es noch schwerer als jedem Anderen, ein Bruchstück aus dem Zusammenhang herauszulösen. Von dem Herausgeber der „Zukunft“ in freundlicher Weise hierzu aufgefordert, habe ich eine kleine Episode mitten aus einem Kapitel meiner „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“^{*)} ausgewählt, in der Hoffnung, sie werde an und für sich, auch ohne jeden Bezug auf das Ganze, Interesse erwecken können. Doch den Zusammenhang will ich trotzdem kurz anzudeuten versuchen.

Nachdem ich in einem ersten Abschnitt das Erbe der alten Welt, insoweit es noch fördernd oder hemmend unter uns lebt, nachzuweisen und analytisch zu prüfen versucht habe, gelange ich in einem zweiten Abschnitt zur Betrachtung der Erben, worauf dann die Schilderung des Kampfes dieser Erben unter einander während der ersten Jahrhunderte und die Gestaltung der grundlegenden Prinzipien des inneren und des äußeren Lebens — der Religion und des Staates — folgt; das Buch schließt mit der Beschreibung der allmählichen Entstehung der neuen germanischen Welt, einer Welt der Rationalitätenerzeugung, des Forschens, des Entdeckens, der wirtschaftlichen Gestaltung, der Neugeburtung von Philosophie und Kunst. Das folgende Fragment ist dem zweiten Abschnitt, dem über die Erben, entnommen. Man kann, glaube ich, die Bewohner Europas, die das Erbe des Alterthums antraten, in drei Gruppen zusammenfassen: das Völkerchaos, die Juden, die Germanen. Als „Völkerchaos“ bezeichne ich das nationalität- und rassenlose Menschenamalgam, welches das römische Kaiserreich planmäßig geschaffen hatte und welches dann so weit reichte wie die Grenzen dieses Imperiums. Dem gegenüber richtete sich nach und nach eine in der Geschichte ganz neue Menschenart auf: der homo europaeus unserer heutigen Anthropologen, der Slavokeltogermane, den ich der Einfachheit wegen kurz den „Germanen“ nenne. Alles, was dieser Germane vom Alterthum erbt — religiöse und staatsrechtliche Vorstellungen, philosophische Gedanken, künstlerische Ideale —, Alles erhielt er aus den Stücken des Völkerchaos; nichts kam recht und unverfälscht in seinen Besitz, sondern Alles durch Missverständ und Unverständ verzerrt und verunstaltet. Dies ist eine grundlegende Thatstunde unserer Geschichte. Welche bedeutende und eigenthümliche Rolle die Juden, die weder dem Völkerchaos noch dem Germanenthum angehörten, zu allen Zeiten gespielt haben, ist bekannt. Nebst rein gezüchterter Rasse

^{*)} Das Werk wird nächstens bei Bruckmann in München erscheinen.

waren hier erstaunlich rein gezüchtete Ideale am Werke, um Eigenartiges zu Stande zu bringen.

In dem Kapitel, betitelt „Das Völkerchaos“, habe ich nun zuerst die Rassenfrage überhaupt zu untersuchen unternommen, wobei ich mich vor Allem auf die Ergebnisse der Naturwissenschaft stütze. An Utrassen glaube ich nicht; alle Experimente der Thierzüchtung und alle Erfahrungen der Geschichte deuten darauf hin, daß die ausnehmend edlen Rassen nichts von Neuem erzeugt werden. Um Einsicht in diese Verhältnisse zu gewinnen, müssen wir uns hüten, uns in hypothetische, rein imaginäre Vergangenheiten und Urzustände zu vertirren. Halten wir uns aber an das Gegebene, Sichere, so werden wir zwar einsehen müssen, daß Rasse entsteht und vergeht, daß ihr also nicht jene dogmatische, unvergängliche, gleichsam aus einem besonderen Schöpfungsalte Gottes erwachsende Bedeutung zukommt, die z. B. Gobineau für sie vindiziert; zugleich jedoch werden wir erkennen, daß alles wahrhaft Große, was die Menschheit bisher geleistet hat, das Werk mehr oder weniger rein gezüchteter, durchaus individueller Rassen war. Die Entwicklung der Persönlichkeit ist nicht allein eine Bedingung für individuelle, sondern auch für nationale Bedeutung. Nach dem positiven Beweis folgt der negative; und in ihn ist die folgende Schilderung des berühmten Schriftstellers Lucian eingeschloßt: er dient mir als typisches Beispiel dafür, daß in einem nationalität- und rassenlosen Chaos selbst hohe geistige Beanlagung nichts wahrhaft Großes und Bleibendes hervorbringen vermögt.

Schon vor Julius Caesar beginnt das Chaos zu entstehen; durch Caracalla wird es zum offiziellen Prinzip des römischen Reiches erhoben. So weit das Imperium reichte, so weit hat gründliche Blutvermischung stattgefunden, doch so, daß die eigentliche Bastardirung — Das heißt: die Kreuzung zwischen unverwandten oder zwischen edlen und unedlen Rassen — fast ausschließlich im südlichsten und im östlichsten Theil vorkam, dort, wo die Semiten mit den Indoeuropäern zusammentrafen, also in den Hauptstädten Rom und Konstantinopel, dann an der ganzen Nordküste Afrikas (auch an den Küsten Spaniens und Galliens), vor Allem in Egypten, Syrien und Kleinasien.

Es ist eben so leicht wie wichtig, sich den Umfang dieses Länderkomplexes vorzustellen. Die Donau und der Rhein treffen an ihrem Ursprung fast zusammen; die beiden Flußgebiete greifen so genau in einander über, daß es in der Nähe des Albulapasses einen kleinen See gibt, der bei hohem Wasserstande, so wird verichert, auf der einen Seite in die Albula und den Rhein, auf der anderen in den Inn und die Donau absieht. Verfolgt man nun den Lauf dieser Flüsse von der Mündung des Rheins in die Nordsee, bei Rotterdam, den Rhein hinauf und die Donau hinunter bis zu ihrer Mün-

dung in das Schwarze Meer, so erhält man eine ununterbrochene Linie, die den europäischen Kontinent in der Richtung von Nordwesten nach Südosten durchkreuzt; sie bildet die durchschnittliche Nordgrenze des römischen Reiches während langer Zeit; außer in Theilen von Dazien (im heutigen Rumänien) haben sich die Römer niemals nördlich und östlich von dieser Grenze dauernd behauptet. Diese Linie theilt Europa (wenn man den asiatischen und afrikanischen Besitz Roms dazu rechnet) in zwei fast gleiche Theile. In dem südlichen Theile hat nun die große Bluttransfusion (wie die Ärzte die Einspritzung fremden Blutes in einen Organismus nennen) stattgefunden. Bezeichnet Maspero in seiner Geschichte der Völker des klassischen Orients den einen Band „das erste Durcheinander der Völker“, so könnte man hier von einem zweiten Durcheinander reden. In Britannien, in Rhätien, im aller-nördlichsten Gallien u. s. w. scheint es freilich trotz der römischen Herrschaft zu keiner eigentlichen Durchdringung gekommen zu sein; auch im übrigen Gallien und in Hispanien hatten wenigstens die aus Rom importirten neuen Elemente etliche Jahrhunderte verhältnismäßiger Abgeschiedenheit zur Ver- schmelzung mit den früheren Einwohnern, ehe andere nachkamen, — ein Umstand, der die Ausbildung einer neuen, sehr charakteristischen Rasse, der gallorömischen, ermöglichte. Im Südosten dagegen, und namentlich an allen Kulturzentren (die, wie bereits hervorgehoben, einzig im Süden und Osten lagen) ergab sich ein um so gründlicheres, verderblicheres Durcheinander, als die aus dem Orient hinzuströmenden selbst lauter halbschlächtige Menschen waren. Unter damaligen Syrern z. B. darf man sich nicht eine bestimmte Nation, irgend ein Volk, eine Rasse vorstellen, sondern vielmehr eine bunte Agglomeration pseudohethitischer, pseudosemitischer, pseudohellenischer, pseudopersischer, pseudosythischer Bankette. Leichte Begabung, oft auch eigenthümliche Schönheit, Das, was die Franzosen un charme troublant nennen, ist Bastarden häufig eigen: man kann Das heutzutage in Städten, wo, wie in Wien, die verschiedensten Völker einander begegnen, täglich beobachten; zugleich aber kann man auch die eigenthümliche Haltlosigkeit, die geringe Widerstandskraft, den Mangel an Charakter, kurz, die moralische Entartung solcher Menschen wahrnehmen. Den Syrer mache ich darum namhaft, weil ich nicht durch wortreiche Aufzählungen, sondern durch Beispiele reden möchte; er aber war das Muster des aus allem völklichen Zusammenhang losgerissenen Bastards; gerade deshalb hat er bis zum Einbruch der Germanen (und noch darüber hinaus) eine große Rolle gespielt. Wir finden Syrer auf dem kaiserlichen Throne: Caracalla gehört zu ihnen und das in Seide und Gold gekleidete, wie eine Tänzerin geschnückte Monstrum, Heliogabalus, wurde direkt aus Syrien importirt; wir finden sie in allen Verwaltungen und Präfekturen; sie, wie ihr Seitenstiel, die afrikanischen Bastarde, reden ein großes Wort bei der

Kodifikation des Rechtes mit und ein geradezu ausschlaggebendes bei der Ausbildung der römischen Universalkirche. Schauen wir uns einen dieser Männer näher an; wir bekommen dadurch sofort ein lebhaftes Bild des damaligen civilisierten Bruchtheiles Europas und seiner geschäftigsten Kulturtöger und erhalten damit einen Einblick in die Seele des Völkerhaos.

Der Schriftsteller Lucian ist wohl jedem, wenigstens dem Namen nach, bekannt; seine ungewöhnliche Begabung zieht unwillkürlich die Aufmerksamkeit auf ihn. Geboren an den Ufern des Euphrat, unfern den ersten Ausläufern des taurischen Gebirges (in denen noch energische Stämme indo-europäischer Herkunft wohnten), lernt der Knabe neben der syrischen Landessprache auch griechisch radebrechen. Er zeigt Talent für Zeichnen und Bildhauerei und wird zu einem Bildhauer in die Lehre gegeben, doch erst, nachdem ein Familienvater stattgefunden hat, um zu berathen, wie der Junge am Schnellsten zu recht viel Geld kommen könne. Diese Sorge ums Geld bleibt fortan das ganze Leben hindurch, trotz den später angehäuften Reichtümern, der Leitern — nein, Das wäre zu schön gesagt —: der treibende Impuls dieses begabten Syers; in seiner Schrift „Migrinus“ gesteht er mit beneidenswerther Ungeniertheit, daß Liebste auf der Welt sei ihm Geld und Ruhm, und noch als alter Mann schreibt er ausdrücklich, er nehme die ihm von Commobus (dem Gladiatorenkaiser) angebotene hohe Beamtenstelle des Geldes wegen an. Doch mit der Kunst wieds nichts. In einer hochberühmten, doch meines Wissens bisher von keinem Historiker nach ihrem wahren Inhalt gewürdigten Schrift, „Der Traum“, sagt uns Lucian, weshalb er die Kunst aufgab und es vorzog, Jurist und Literat zu werden. Im Traume waren ihm zwei Weiber erschienen: die eine „sah nach Arbeit aus“, hatte schwielige Hände, daß Gewand über und über von Gips besleckt, die andere war elegant angezogen und stand gelassen da; die eine war die Kunst, die andere — wer es nicht schon weiß, wird es nie errathen — die andere war: die Bildung!... Die arme Kunst bemüht sich, durch das Beispiel von Phidias und Polyklet, Myron und Praxiteles ihren neuen Jünger anzusehen, doch vergeblich; denn die Bildung thut überzeugend dar, die Kunst sei eine „unedle Beschäftigung“; den ganzen Tag bleibe der Künstler in einem schmutzigen Rittel über seine Arbeit gebüdigt, wie ein Sklave; selbst Phidias sei nur „ein gemeiner Handwerker“ gewesen, der „von seiner Hände Arbeit lebte“; wer dagegen statt Kunst die „Bildung“ erwähle, Dem stünden Reichtum und hohe Aemter in Aussicht, und wenn er auf der Straße spazieren gehe, dann würden die Leute einander anstoßen und sagen: „Schau, da geht der berühmte Mann!“ Schnell entschlossen, springt Lucian auf: „Das unschöne, arbeitsvolle Leben verließ ich und trat zur Bildung über.“ Heute Bildhauer, morgen Advokat; wer ohne Bestimmung geboren ist, kann

Alles erwählen; wer nach Geld und Ruhm geht, braucht nicht in die Höhe zu schauen und rüftet also nicht, wie der Held des deutschen Kindermärchens, in den Brunnen zu fallen. Man glaube nicht, jener „Traum“ sei etwa eine Satire; als Rebe gab ihn Lucian in seiner Vaterstadt zum Besten, als er sie später einmal, mit Gold und Lorbern bedeckt, besuchte; der Jugend von Samosata hielt er — er selbst sagt es — seinen Lebenslauf als Beispiel vor. Welche bittere Satire ihr ganzes Schicksal auf das Leben der wahrhaft Großen be deutet, verstehen solche Menschen, sonst so geistvoll, nie.

Nun, Lucian hatte die Bildung erwählt; um sie zu erwerben, begab er sich nach Antiochien. Athen war freilich noch immer die wahre Höhe Schule des Wissens und des Geschmackes, galt aber für altmodisch; das syrische Antiochien und das angeblich hellenische, doch bereits im zweiten Jahrhundert mit fremden Elementen durch und durch getränktes Ephesus übten eine weit stärkere Anziehung auf die internationale Jugend des römischen Reiches aus. Dort studierte Lucian das Recht und die Verehrsamkeit. Doch als intelligenter Mensch empfand er peinlich die Mißhandlung der griechischen Sprache durch seine Lehrer; er erachtete den Werth eines reinen Stiles und setzte nach Athen hinüber. Bezeichnend ist, daß er nach kurzen Studien daselbst als Anwalt und Redner aufzutreten sich erfaßte. Alles hatte er inzwischen gelernt, nur nicht, was sich schaft; die Athener brachten es ihm bei. Sie lachten über den „Barbaren“ mit seinen angelernten Zeichen fremder Bildung und gaben ihm damit einen Wink vom Himmel: er entwich nach einem Ort, wo man es mit dem Geschmack nicht so genau nahm, nach Massilia. Diese phönizisch-diasporische Hafenstadt hatte eben durch die Ankunft Taufender von palästinischen Juden ein so ausgesprochenes Gepräge erhalten, daß sie einfach „die Judenstadt“ hieß; doch kamen hier Gallier, Römer, Spanier, Ligurier, alles Erdenliche zusammen. Hier, in Neu-Athen, wie ihre Einwohner mit zarter Anerkennung ihres eigenen Geisteswerkes Massilia zu nennen liebten, lebte Lucian viele Jahre und wurde ein reicher Mann; die Advokatur gab er auf, — dazu hätte er lateinisch gründlich studiren müssen; außerdem war die Konkurrenz groß und schon in Antiochien hatte er als Jurist keinen besonderen Erfolg gehabt. Was diese reich gewordenen Leute am Nöthigsten brauchten, war Bildung, „moderne“ Bildung und Anstandslehre. War nicht gerade „Bildung“ Lucians Ideal, sein Traum gewesen? Hatte er nicht in Antiochien studirt und sogar in Athen „öffentliche geredet“? Er hielt also Vorträge; die Zuhörer verhöhnten ihn aber nicht, wie in Athen, sondern zahlten jedes Honorar, daß ihm zu fordern beliebte. Außerdem reiste er in ganz Gallien als bestellter Preukreditor herum, daß mal ein sehr einträgliches Geschäft: heute die Tugenden eines Verblühten feiernd, dem man niemals im Leben sah, morgen zur Verherrlichung eines

religiösen Festeß beitragend, daß zu Ehren irgend einer lokalen gallorömischen Divinität gegeben wurde, deren Namen ein Gyeer nicht einmal aussprechen konnte. Wer sich von dieser Rednerei eine Vorstellung machen will, sehe sich die „Florida“ des gleichzeitigen, aber afrikanischen Meßtzen Apulejus an; es ist eine Sammlung kürzerer und längerer oratorischer Eßefftstücke, geeignet, in jede beliebige Rede eingeschoben zu werden, um dann, als scheinbar plötzliche Eingebung, die ganze Versammlung durch den Reichthum des Wissens, den Wis, die Empfindungstiefe des Redners zu verblüffen und hinzureißen; da liegt Alles neben einander „auf Lager“: das Gedankentiefe, daß kein Pointierte, die geistreiche Anekdote, das devout Unterthänige, das von Freiheitgelüsten Strohende, ja, die Entschuldigung, nichts vorbereitet zu haben, und der Dank für die Standbilder, mit denen man den Redner überraschen könnte. Gerade solche Dinge malen einen Menschen, und ihn nicht allein, sondern eine ganze Kultur oder, um mit Lucian zu sprechen, eine ganze „Bildung“. Wer den Fürsten Bismarck in einer seiner großen Reden mühsam nach dem Worte ringen gehört hat, wird mich schon verstehen.

Mit vierzig Jahren lebt Lucian Gallien den Rücken; sich in einem bestimmten Orte niederzulassen, sein Geschick mit dem irgend eines Landes dauernd verbinden: Das kommt ihm nicht bei. Nationen gab es außerdem nicht; lebt Lucian jetzt vorübergehend in seine Heimath zurück, so geschieht es ebenfalls nicht aus einem Herzengsbedürfniß, sondern, wie er selbst aufrichtig gesteht, „um sich Denen, die ihn arm gekannt hatten, reich und schön gekleidet zu zeigen“. Dann richtet er sich auf längere Zeit in Athen ein, schweigt aber diesmal still, studirt fleißig Philosophie und Wissenschaft, — in dem redlichen Bemühen, endlich herauszufinden, was sich wohl hinter dieser ganzen vielgerühmten hellenischen Kultur verborge. Daß dieser Mann, der zwanzig Jahre lang „hellenische Bildung“ gelehrt und dabei Reichthum und Ehren eingehemmt hat, plötzlich meckt, er habe niemals auch nur das erste Wort von dieser Bildung verstanden, Daß ist ein fast zährender Zug und ein Weiß ungewöhnlicher Begabung. Daher habe ich gerade ihn herausgesucht. In seinen Schriften findet man auch neben den Wortwitzereien und den vielen guten Späßen, und außer dem Talent, flott zu erzählen, manche scharfe, bisweilen vom Schmerz durchzuckte Bemerkung. Was könnte aber bei diesem Studium herauskommen? Wenig oder nichts. Wir Menschen sind eben nicht Brettsteine; man wurde in Athen eben so wenig ein Anderer durch geliehnen Unterricht, wie man heute in Berlin, wie es Herr Virchow von dem Einfluß der dortigen Universität erhofft, eine „schöne Persönlichkeit“ wird, wenn man nicht bei der Immatrikulation schon eine war. Das Wissen des Menschen ist an nichts so eng geknüpft wie an sein Sein, mit anderen Worten: an seine bestimmte Art, zu sein, seine bestimmte Organisation. Plato meinte: Wissen

sei Erinnerung; die heutige Biologie deutet dieses Wort ein Wenig um, giebt dem Philosophen jedoch Recht. In einem durchaus inhaltreichen Sinne darf man behaupten: jeder Mensch kann nur wissen, was er ist. Lucian empfand selbst, Alles, was er bisher gelernt und gelehrt habe, sei bloßes Flitterwerk: Thatsachen, nicht die Seele, aus der diese Thaten erwuchsen, die Hülle, doch ohne den Leib, die Schale, doch ohne den Kern. Und als er nun endlich Das einsah und die Schale aufbrach: was fand er? Nichts. Natürlich nichts. Erst bringt die Natur den Kern hervor, die Schale ist eine spätere Accreszenz; erst wird der Leib geboren, dann hält man ihn ein; erst schlägt ein Heldenherz, dann werden die Heldenthaten vollbracht. Lucian konnte als Kern nur sich selbst finden: sobald er sich die Feinen römischen Rechtes und hellenischer Poesie vom Leibe riß, entdeckte er einen begabten syrischen Meßlizen, einen Bastard aus fünfzig ungelärtten Blutmischungen, den Selben, der mit dem sicherer Instinkt der Jugend Phidias als einen Handwerker verachtet und für sich Das erwählt hatte, was bei möglichst wenig Mühe möglichst viel Geld und die Bewunderung des gemeinen Trostes einbrachte. Alle Philosophen der Welt mögen versichern, Lucians Bemerkungen über Religion und Philosophie seien tief, er sei ein fähiger Kämpfer gegen Aberglauben u. s. w.: nie werde ich es ihnen glauben. Lucian war ja unfähig, zu wissen, was Religion, was Philosophie überhaupt sind. In vielen seiner Schriften führt er alle mögliche „Systeme“ nach einander auf, z. B. im „Ikaromenippus“, im „Verkauf der philosophischen Charaktere“ u. s. w.; immer ist es das Alleräußerlichste, was er ergreift, das formelle Moment, ohne daß die Auffindung eines Gedankens nicht möglich ist, das aber wahrlich mit dem Gedanken selbst nicht verwechselt werden darf. Eben so gehts mit der Religion. Aristophanes hatte gespottet wie später Voltaire; bei diesen beiden Männern ging aber die Satire aus einem positiven, konstruktiven Gedanken hervor und überall leuchtet die fanatische Liebe zur eigenen Volkssart durch, zu dieser festen, bestimmten Blutgemeinde, die Jeden von ihnen mit ihren Traditionen, ihrem Glauben, ihren großen Männern umsing und trug. Lucian dagegen spottet wie Heine: es ist kein edles Ziel, keine tiefe Überzeugung, kein gründliches Verstehen vorhanden; wie ein Wrack auf dem Ozean treibt er ziellos herum, nirgends daheim, nicht ohne edle Regung, doch ohne einen Gegenstand, dem er sich hätte opfern können, hochgelehrt, doch ein Muster jener Bildungungeheuer, von denen Calderon sagt, daß sie Alles wissen, nichts erfahren.

Eins aber verstand er, — und Das macht auch seinen ganzen Werth als Schriftsteller für uns aus: er verstand den Geist, dem er gleich, nämlich die ganzebastardische, verkommenen, entartete Welt um ihn herum; er schildert sie und geißelt sie, wie es nur Einer konnte, der selbst dazu gehörte, der ihre Motive und ihre Methoden aus eigener Erfahrung kannte. Hier fehlte der

Kern nicht. Daher die kostlichen Satiren auf die Homerkritiker, auf den bis auf das Mark der Knochen verderbten Gelehrtenstand, auf die religiösen Schwindler, auf die ausgeblasenen, roh ignoranten Millionäre, auf die ärztlichen Quacksalber u. s. w. Hier wirkten sein Talent und seine Welterfahrung zusammen, um Außerordentliches zu Stande zu bringen. Und damit ich meine Schilderung nicht unvollendet lasse, will ich noch hinzufügen, daß jener zweite Aufenthalt in Athen, wenn er den Lucian auch nicht lehrte, was Mythologie und Metaphysik, noch, was heldenhafte Gesinnung sei, doch für ihn die Quelle neuer Einnahmen wurde. Dort wandte er sich nämlich fleißig der Schriftstellerei zu, schrieb seine Göttergespräche, seine Totengespräche, wahrscheinlich überhaupt die meisten seiner besten Sachen. Er erfand eine leichte dialogische Form (wohltrt er sich den Ehrentitel „Prometheus der Schriftsteller“ beilegte!); im Grunde genommen sind es gute Feuilletons, so wie man sie früh zum Kaffee noch jetzt gern liest. Sie brachten ihm, als er sich nun wieder auf Reisen begab und sie öffentlich vortrug, Unsummen ein. Doch auch diese Mode ging vorbei; oder vielleicht hatte der ältere Mann auch nur das Nomadenstrenge. Er ließ das eine Erbe, hellenische Kunst und Philosophie, liegen und wandte sich zum anderen, zum römischen Recht: er wurde Staatsanwalt (sagen die Einen), Gerichtspräsident (sagen die Anderen) in Ägypten und starb in diesem Amt.

Ich glaube, eine einzige solche Laufbahn führt uns das stellische Chaos, das damals unter dem einsönigen Gewande des streng verwaltenden römischen Imperiums verborgen lag, deutlicher zu Gemüth als manche gelehrte Auseinandersezung. Man kann von einem Manne wie Lucian nicht sagen, er sei unmoralisch gewesen; nein: was man an einem solchen Beispiel einsehen lernt, ist, daß Moral und Willkür zwei einander widersprechende Begriffe sind. Menschen, die nicht mit ihrem Blute bestimmte Ideale erben, sind weder moralisch noch unmoralisch, sondern einfach „amoralisch“. Wenn ich mit einem Modewort für meinen Zweck zutreckslegen darf: sie sind blossweise von Gut und Böse. Sie sind auch blossweise von Schön und Häßlich, blossweise von Tief und Flach. Der Einzelne vermag es eben nicht, sich ein Lebensideal und ein moralisches Gesetz zu erschaffen; gerade diese Dinge können nur bestehen, wenn sie gewachsen sind. Darum war es auch sehr weise von Lucian, daß er es trotz seinem Talent zeitig aufgab, dem Phidias nachzuweisern. Ein Schöntredner für die Marcellusfer fehlte er werden, auch ein Gerichtspräsident für die Ägypter, ja, selbst ein Feuilletonist für alle Seiten, ein Künstler aber nie, — und ein Denker eben so wenig.

Wien.

Houston Stewart Chamberlain.



Staat, Kulturfreis und Menschheit.

Nach welche Weise der Gegensatz zwischen Schafen und Raubthieren, um **W** bei der bündigsten Formel zu bleiben, die ganze Entwicklung der Kultur eingeleitet und gefördert hat: Das schildert Razenhofer in den Abschnitten seines Werkes über die „höheren Sozialgebilde“.

„Die soziale Entwicklung erhält erst einen tiefen Impuls, wenn ein wandernder Stamm seßhafte besiegt und diesen Sieg zu deren Unterwerfung in ihrem eigenen Wohnsitz ausübt.“^{*)} Diese Grundwahrheit aller Staatswissenschaft, über die unsere Staatsrechtslehrer gewöhnlich ein tiefes Schweigen beobachten, bildet bei Razenhofer den Ausgangspunkt zur Darstellung der sozialen Entwicklung des Staates. Er schildert nämlich die Folgen dieser Thatsothe. „Es entsteht aus zwei Gemeinschaften eine; der siegende Stamm vernichtet den unterworfenen; aber nicht materiell, sondern politisch.“ (S. 157.) Trotzdem bleibt „der unterworfenen Stamm als soziale Individualität bestehen“, als „untere Schicht der Gesellschaft“. „Die soziale Ungleichheit wird zur ordnenden Institution. Die Unterworfenen werden zu Sklaven oder wenigstens zur arbeitenden Bevölkerung, während die Sieger eine bevorrechtete Stellung einnehmen.“ (S. 157.) Jedem, der die Geschichte der Staaten kennt, müssen diese allgemeinen Sätze Razenhofers als selbstverständlich erscheinen. Und doch muß es auffallen, daß wir sie dort vergebens suchen, wo man sie unbedingt finden müßte: in den Lehrbüchern des allgemeinen Staatsrechtes und in den „nationalen“ Geschichtswerken. Diese Sätze werden nämlich in ihrer Allgemeinheit von den Staatsrechtslehrern und „nationalen“ Historikern nicht zugestanden, mindestens für das eigene Volk immer abgelehnt. In Deutschland gesteht man die Richtigkeit dieser Sätze für Indien oder Griechenland, aber nicht für Deutschland zu. In Polen wollten die nationalen Historiker von einer solchen Entstehung eines Volkes und Staates nichts wissen, sie wenigstens für Polen nicht zugeben.^{**)} Und weil man diese Thesen immer auf die eigene Nation anzuwenden sich scheute, so bestreit man ihre Allgemeinheit und ließ sie als allgemeine Wahrheiten der Staatswissenschaft nicht gelten. Razenhofer aber lehrt uns, daß in der Urgemeinschaft „individuelle Ungleichheit herrscht, weil sie aus Stämmen verschiedener Herkunft zusammengesetzt ist.“ „Es herrscht soziale Ungleichheit, weil sich die Sieger von den Unterworfenen sowohl der Sitte als den rechtlichen Ansprüchen nach

^{*)} Razenhofer: Soziologische Erkenntniß S. 157. S. „Zukunft“ vom 28. Januar, 11. Februar und 4. März 1899.

^{**)} BergL: Wac. Gumpelwicz, Zur Geschichte Polens im Mittelalter, Innsbruck 1898. S. 229 ff.

unterscheiden.“ Wenn man uns also z. B. von der Freiheit der „Urz-germanen“ erzählt, so sind wir von dem Standpunkt der Soziologie aus berechtigt, zu fragen, ob man darunter die Herrschaft der Raubthiere oder die Sklaverei der Schafe versteht.

Im Unterschiede zu den „Gemeinschaften der primitiven Vorzeit“ werden im Staat, also auch schon in der „kleinsten auf Unterwerfung basirten Gemeinschaft“, die „Wechselbeziehungen der Menschen“ durch „das Interesse der Mächtigen“ geordnet; und zwar vollzieht diese „Ordnung“ das „durch die allseitig entstandene Ungleichheit an die Stelle der ordnenden Sitten und Gebräuche“ getretene „Recht“ (S. 158). „Die durch Unterwerfung und Herrschaft gegliederten und vermischten Stämme“ aber „bilden eine neue Gemeinschaft: ein Volk.“ Es scheint, daß man vom soziologischen Standpunkt zu gar feiner anderer Auffassung von Staat, Volk und Recht gelangen kann; so erläutre ich mir auch Rayenhofer's Uebereinstimmung mit den in meinem „Allgemeinem Staatsrecht“ vorgetragenen Grundlehren vom Staat. Diese Grundlehren resumiert Rayenhofer so: „Der Staat stellt sich . . . als ein soziales Verschmelzungsprodukt divergirender Bestrebungen primitiver Gemeinschaften dar. Dem kulturtreibenden seßhaften Stamm tritt der im Kampf überlegene, kulturell tiefer stehende Nomadenstamm sieghaft entgegen; die Dienstbarmachung des ersten ist der Zweck des zweiten und aller politische Kampf in diesem Staat ist sobann der Veränderung dieses Herrschaftsverhältnisses zugewendet.“ (S. 163.)

Da eine solche den Thatsachen einzig und allein entsprechende Auffassung des Staates der durch Jahrhunderte herrschenden Staatslehre fremd blieb, mußte sie zum Bankrott führen, den schon vor dreißig Jahren für das deutsche „Allgemeine Staatsrecht“ Konstantin Franz konstatierte. Seitdem ist aber auch das „Allgemeine Staatsrecht“ in Deutschland ganz unproduktiv und hat keine Leistungen aufzuweisen. Wie sehr da eine solche Auffassung des Staates wie die Rayenhofer's umwandelnd und verjüngend auf die Geschichtsschreibung einwirken müsse, liegt auf der Hand. Denn die Geschichtsschreibung wird einmal doch aushören müssen, die grundlegenden Thatsachen der europäischen Staatengeschichte zu verdrehen oder diplomatisch zu verschweigen, da die ganze seitherige Entwicklung dieser Staaten und ihre bis heutzutage bestehende soziale Struktur nur aus diesen grundlegenden Thatsachen erläutert werden können. Allerdings werden bei dieser Erklärung auch unter Soziologen gewisse Verschiedenheiten zu Tage treten, doch nur solche von untergeordneter Bedeutung. So möchte ich z. B. Rayenhofer's Erklärung der weiteren Entwicklung des Staates ausschließlich als der Folge ununterbrochener Differenzierung nurtheilweise zustimmen; er sagt: „Weil der Staat mit seinem Entstehen bereits ein in sich differenziertes Gesellschaftsgebilde ist, weil ihm die Trennung in Herrschende und Dienende grundsätzlich

innwohnt, so bedarf es nur einer fortgesetzten Einwirkung der entwickelnden Ursachen, der Blutliebe, des Brotneides und der Arbeitsfreu, um die bestehende Differenzierung unbegrenzt auszugestalten". Nun ist aber der primitive Staat kein aus einer Einheit „differenziertes“, sondern aus heterogenen Elementen „sozialisiertes“ Gebilde und auch in seiner weiteren Entwicklung wirkt nicht nur die Differenzierung des Einheitlichen, sondern die Sozialisierung des Heterogenen. Das hat Rayenhofer als allgemeinen Grundsatz des sozialen Entwicklungsprozesses schon selbst betont; er sollte also diesen allgemeinen Grundsatz auch bei der Erklärung der weiteren Entwicklung des Staates festhalten. Eigentlich thut er es ja auch, wenn er von dem „Zuwachs fremder Gebiete und Stämme“ als „wirklichem Ferment“ der Staatsentwicklung spricht: denn ein solcher Zuwachs ist doch eo ipso eine Sozialisierung und bahnt eine Amalgamierung an. Auch wenn Rayenhofer von der „Entstehung einer Mittelschicht“ zwischen den „Herrschenden und Dienstbaren“ spricht, darf er doch nicht vergessen, daß diese „Entstehung einer Mittelschicht“ ursprünglich ganz überwiegend nicht ein Produkt der Differenzierung, sondern der Sozialisierung (durch Einwanderung) war.

Sehr originell und, wie mir scheint, sehr treffend ist Rayenhofers Auffassung vom „Kulturfreis“. Man hat bisher bei diesem Wort an eine Vielheit von Nationen gedacht, deren Kultur auf annähernd gleichen Grundlagen beruht, und in diesem Sinn oft von einem „europäischen Kulturfreis“ im Gegensatz zum „orientalischen“ gesprochen. Rayenhofer scheint den Begriff „Kulturfreis“ enger zu fassen und dabei an Gruppen von Völkern und Nationen zu denken, die einem Sprachstamm angehören, also in Europa z. B. an einen romanischen, germanischen und slavischen Kulturfreis. Ihn basiert er nun auf die Thatsache, daß noch vor der Entstehung der Staaten „über einen gleichgearteten Landstrich“ in Folge gleicher „Lebensbedingungen“, die „der Hauptsache nach an dem Wohnsitz haften“, „eine gleichgeartete Versorgung . . . der Ernährung, der Organisierung der Familie und der öffentlichen Herrschaft“ sich ergab. (S. 177). Als später die staatengründenden „Hirten- und Jagdstämme“ in die verschiedenartigen Kulturgebiete einbrachen, wurden diese Gebiete wohl politisch zerrissen, behielten aber ihren hauptsächlich in der einheitlichen oder verwandten Sprache sich äußernden Kulturgemeinschaften. Dazher ist „wie vor dem Werden des Staates, so auch nachher, über dessen Grenzen hinweg, der Kulturfreis das Gebiet zusammenwirkender sozialer Entwicklung.“ Das Vorhandensein eines solchen Kulturfreies „ist dem Staat als Machtorganisation stets gefährlich gewesen“, weil es „das innere Bedürfnis der Abgeschlossenheit des Staates auflöst und durch soziale Beziehungen auf Erweiterung der politischen Schranken und Herrschaftsverhältnisse“ hinweist. Ich glaube, daß Rayenhofer bei diesen Ausführungen

zunächst wohl an Deutschland und dessen Übergang von der Kleinstaatenrei zum Einheitsstaat dachte; doch hat seine Auffassung gewiß auch eine allgemeine Bedeutung und würde eine viel weitergehende Anwendung zulassen. Man bedenke nur, daß es in Europa große Gebiete giebt, an denen gewisse Sprachen als Kulturträger so unzertrennbar zu haften scheinen, daß sie allen mit dem Ausgebot der größten Waffmittel ins Werk gesetzten Ausrottungsversuchen der Staaten Troy bieten: und die Idee von „Kulturfreisen“ die „der Hauptfache nach an den Wohnsägen haften“, wirkt dann wie eine plötzliche Erleuchtung. Es streift allerdings ein Bisschen an Mystik, einen solchen untrennablen Zusammenhang zwischen „Wohnsägen“ und der in ihnen seit vorstaatlichen Zeiten herrschenden, in der eigenen Sprache sich äußernden Kultur anzunehmen; doch läßt sich dieser Gedanke nicht so leicht abweisen.

Aus dieser Auffassung der „Kulturfreise“ würde sich aber ergeben, daß sie nicht gerade ein höheres durch die Staaten erzeugtes Sozialgebilde sind, das etwa vom Staat zum Menschheitskreis hinüberleitet, sondern natürliche Sozialgebilde, die der Staat in ihrer natürlichen Ausbildung und Ausgestaltung gewaltsam störte („gewisse Kulturgebiete wurden zerrissen“). Es würde sich also die Frage aufdrängen, ob bei einem solchen Sachverhalt diese Kulturfreise, wenn sie einmal zum Bewußtsein ihrer Einheit und Zusammengehörigkeit gelangen, an den Staaten, die sie einst „zerrissen“ haben, nicht Revanche üben und eine historische Korrektur vornehmen können.

Ich will diesen Gedanken nicht weiter verfolgen, da ich ihm nicht ganz zustimme und trotz der Thatfache, daß gewisse Sprachen an gewissen territorialen Gebieten unzertrennlich und unausrottbar zu haften scheinen, dennoch eher geneigt wäre, den Kulturfreis als durch eine in gleicher Richtung entwickelte staatliche Kultur erzeugte Gemeinsamkeit von Kulturinteressen aufzufassen, die allerdings durch die Nachbarschaft der Länder und den gegenseitigen Verkehr, jedoch nicht ohne Zusammenwirken der Staaten entstanden ist. Nach dieser Auffassung wäre allerdings der Kulturfreis ein durch den Staat bedingtes höheres Sozialgebilde, das vom Staat zur gesamten Menschheit hinüberleitet.

Auch Ratzelhofer deutet, nachdem er vom Staat und Kulturfreis gesprochen hat, an die „Menschheit“, da er von der „Ausbreitung eines sozialen Hauptprozesses“ über sie spricht. Doch beschränkt er sich dabei auf die Vergleichung der einzigen Eroberung Europas und Ostasiens durch die „weißen und gelben Nomaden aus dem Inneren Asiens“ und der Eroberung Amerikas, Australiens und Afrikas durch die Europäer. Der Unterschied liegt darin, daß jene Eroberung „in Horden, Stämmen, im weiteren Verlauf der Entwicklung auch in Völkern unter einem patriarchalischen Herrschaftsverhältnis“ geschah, während die neuen Welttheile durch „Sendlinge bestehender Staaten“

erobert werden. Doch giebt er für die Richtigkeit dieser historischen Aphorismen keine befriedigenden Beweise. Ist es denn nicht möglich, daß aus Asien nicht ganze „Horden, Stämme und Völker“, sondern, eben so wie in der Neuzeit Europas, nur die überschüssige abenteuernde Bevölkerung nach Europa ging, um sich da ein besseres Dasein zu sichern, — ganz wie die europäischen Konquistadoren und Kolonisten nach Amerika, Australien und heute nach Afrika gehen? Zwischen den Eroberungen der vorhistorischen Zeit Europas und den heutigen Kolonisationen der Europäer in den überseischen Welttheilen scheint mir wesentlich nur der Unterschied, daß die astatischen Abenteurer und Nomaden bei ihren Expeditionen nach Europa ihre wahre Absichten nicht zu verschleiern versuchten; eine naivere Zeit gestattete ihnen, offen ihre Absichten zu verfolgen, während wir heute heimlich nach Diamantensfeldern und Goldminen schielen, aber mit frommem Augenausschlag behaupten, daß wir die armen Teufel in Afrika, Australien und Amerika der Segnungen des wahren Glaubens und der europäischen Kultur theilhaftig machen wollen. Uebrigens muß es unserem Europocentrismus zu Gute gehalten werden, wenn wir in den von Europa ausgehenden und heute nach allen Welttheilen gerichteten Kolonisationen „die Ausbreitung des sozialen Hauptprozesses über die Menschheit“ erblicken. In den Köpfen der „gelben Rasse“ dürfte wohl dieser Hauptprozeß sich anders spiegeln; und wer weiß, ob heute die Yankees sein Wesen nicht darin erblicken, daß das Sternenbanner allmählich die verschiedenen alten Wappenbilder aus allen Erdwinkelnu verschwinden solle. Wie die „Menschheit“ selbst als quasi höchstes „Sozialgebilde“ ein unklarer und umfassbarer Begriff ist, so ist auch ein sozialer „Hauptprozeß“, der sich „über die Menschheit“ verbreitet, wohl ein ewiges geschichtsphilosophisches Thema, dessen Verständniß uns aber auch Rayenhofer trotz seiner „historischen“ Auffassung nicht erschlossen hat. Auch seiner Weisheit höchster Schluß ist, daß heutzutage „die Kulturreise gleichsam unter sich in Machtbestrebungen getreten sind“ und daß „im allgemeinen Ueberblick gegenwärtig nicht mehr Stämme und Staaten, sondern die Rassen vor einem Kampf um die Vertheilung der Herrschaft in der Welt“ stehen. Rassen? Was versteht Rayenhofer darunter? Wenn man aus seinem ganzen auf der Hypothese des Monogenismus aufgebauten System schließen darf: ein Gemisch von aus ursprünglicher Einheit differenzierten Stämmen, die auf einem gemeinschaftlich besiedelten Kulturgebiet eine einheitliche Kultur angenommen haben. Das entspricht ja im Ganzen allerdings den Thatsachen: nur können leider diese Thatsachen unsern philosophischen Trieb nicht befriedigen, der für den „sozialen Hauptprozeß“ nach irgend einer höheren Idee, irgend einer vernünftigen Ausdeutung drängt.

Rayenhofer tröstet sich damit, daß trotz Alledem „der soziale Prozeß, zwischen Kultur und Kampf schwankend, jenem Ausgleich sich nähert, der

unter ordnenden Organisationen zur Befriedigung der widerstrebenen Interessen möglich ist.“ Ja, manchmal ist eben kein anderer „Ausgleich“ „möglich“ als einer durch Bombardements und Torpedos. Da kann uns auch die soziologische Erkenntnis nicht helfen: sie will ja eben nur „Erkenntnis“ sein und nicht die Welt verbessern.

Graz.

Professor Ludwig Gumplowicz.



Herr und Frau Sokrates.

Sie wohnten in der kleinen Poseidonstraße 7, nach dem Piraeus zu, zweite Etage: fünf Hallen, Babestube und Gubehde. Die Wohnung war vornehmen ausgestattet, mit persischen Teppichen belegt, die Sessel altegyptisch, die Vertikons mittelassyrisch und ein theueres Buffet in phönizischem Tapezirgeschmack. Herr Sokrates saß in seiner Arbeitshalle an einem einfachen Schreibtisch aus Fichtenholz. Überhaupt war sein Zimmer im Gegensatz zu den anderen bis auf ein zierliches hellblaues Sofa mit vergoldeten Schnitzereien ganz prunklos. Hier pflegte Xanthippe sich niederzulassen, wenn sie in ihres Mannes Halle kam. Sie hielt sich fast immer bei ihm auf; wenn er am Schreibtisch arbeitete. Auch heute saß sie da, probierte vornübergebeugt ein Paar Sandalen und las dabei in einem modernen sybaritischen Salontoman, der vor ihr auf einem Stuhle lag.

„Du sollst sehen, sie werden nicht passen“, sagte sie.

„Sieh Du lieber selbst zu“, sagte er, ohne aufzublicken, und kippte mit seinem Schreibgriffel weiter über das Bergament.

„Natürlich, Das interessiert Dich wieder nicht“, rief sie, „nichts interessiert Dich, was mich angeht!“

„Aber gewiß“, sagte Sokrates, „nur zieh sie erst einmal wirklich an!“

Sie hastete wieder an dem Schuhwerk herum. Dann rief sie plötzlich: „Na, da haben wirs, total verpfuscht! Sagte ich es nicht?“

„Es wird so schlimm nicht sein“, meinte Sokrates, noch immer schreibend.

„Was? Nicht schlimm?“ rief sie in wachsender Erregung. „Nicht schlimm, meinst Du, wenn die Sandalen nicht passen? Für mich ist natürlich nichts schlimm, ich weiß schon!“

„Richtig ist schlimm für Niemanden“, sagte Sokrates ruhig, „außer für Den, der die Bucht verlor, die göttliche Sophrosyne. Wenn Du mich jetzt nicht störtest, würde ich Dir eine große Wahrheit sagen, der ich eben auf der Spur bin. Sie würde Deine Selbsterkennung vergrößern und Dich beruhigen.“

„Du willst mich blos mundtot machen,“ rief sie, „mit all Deiner Philosophie willst Du mich blos nieberhalten, daß ich still bin und Du Dich nicht um mich zu kümmern brauchst! Dir ist es ganz gleich, ob mir mein Schuhwerk paßt oder nicht.“

„Ich sehe aber, daß die Sandalen gut sitzen," meinte Sokrates.

„Gut sitzen? Du bist wohl . . .? Das sagst Du ja nur, um mich los zu werden!"

„Ich sage es, weil ich es sehe."

„Aber Du siehst nichts," rief Xanthippe ärgerlich, „Du willst nichts sehen. Hier die rechte ist an der großen Sohle einen Meter zu lang."

„Wörglich, daß sie einige Millimeter zu lang ist," sagte Sokrates. „Warum kaufst Du sie im Bazar, wo sie Lanz, Basen, Zeusbilder, Hautsalbe und tausend andere Dinge feilbieten und von Allem nichts verstehen?"

„Über sie kaufen doch Alle da, selbst Fräulein Aspasia; und es ist billiger. Uebrigens haben mir die letzten Lanz-Sandalen von unserem Schuster auch nicht gepasst."

„Ja, ja, er hat sie wahrscheinlich auch nicht selbst gemacht, sondern Habscha-ware gekauft, der alte Gauner. Händel treiben wollen sie Alle, schachern. Das ganze Volk schachert heute."

„Warum gehst Du auch nicht mit," sagte Xanthippe, „wenn ich mir Sandalen kaufe. Du stehst Einem auch nie bei!"

„Ich bin darin nicht sachverständig", entgegnete Sokrates, „und übrigens mußte ich doch im Verein zur Verhütung der Mauselstechen einen Vortrag halten."

„Wie hast Du Zeit für mich. Und an Andreden fehlt's Dir auch nie!"

„Thatest Du den letzten Ausspruch mit Bewußtsein?" fragte Sokrates. „Oder ramm er Dir nur so über die Lippen, daß Du ihn bei besserer Selbst-erkenntniß widerufen müßtest?"

„Ich widerufe nichts", rief Xanthippe. „Ich brauche nichts zu wider-rufen. Ich bin, Zeus sei Dank, nicht blödsinnig!"

„Das behauptet ich auch nicht."

„Aber etwas Nehnliches!"

„Auch nichts Nehnliches."

„Läß mich in Ruhe! Du willst mich nur wieder kränken!"

„Ich lasse Dich gern in Ruhe", sagte Sokrates. „Hören wir also auf. Ich möchte gern weiter arbeiten. Ich bin dabei, große Dinge zu entbeden."

„Ja, ja, und mich läßt Du hier mit den Sandalen, ohne mir einen Rat zu geben, Du Egoist!"

„Am Ende behältst Du sie doch? Man sieht es wirklich nicht, daß sie zu lang sind."

„Du willst mich blos los sein", sagte sie. „Dir ist es ganz gleich, ob ich häßlich gekleidet bin oder nicht!"

„Überlegtest Du Dir jetzt, Xanthippe, was Du sagtest?"

„Zawohl! Vergere mich nicht mit Deinen Fragen."

„Ich wollte Dir behilflich sein, daß Du Dein Selbst beherrschest."

„Dazu brauche ich Dich nicht. Kümmer Dich doch um andere Dinge!"

„Xanthippe, verläßt nicht das Maß!"

„Läß mich zufrieden, gib mir passende Sandalen, ich will die verfluchten..."

Und sie warf die Sandalen in weitem Bogen von sich, so daß die eine

auf den Schreibtisch fiel und das Tintenfaß umriß. Neben das Manuskript verbreitete sich ein großer schwarzer See.

„O weh!“ sagte Sokrates. „Diese Seite ist verloren und sie enthielt doch so viele glückliche Gedanken, die ich kaum wiederfinden werde. Aber nicht ziemlich ist es dem Manne, zu klagen. Und Du Glende . . . nein, nein, ich widerrufe Das! Du wolltest mir ja nicht die Seite zerstören, die Sandale fiel unglücklich, — und dafür kannst Du nicht. Ich glaube Dir darum nicht. Aber daß Du überhaupt warst, wie ein unartiges Kind, Das erfordert Strafe. Geh!“

Xanthippe war aufsangs erschrocken; doch das gewann sie jedoch wieder.

„Was! Du jagst mich weg wie einen Hund?“ rief sie. „Willst Du mich nicht gar aus dem Hause jagen? Da hört einfach Alles auf!“

„Ich will mit Dir nicht streiten; denn Dein Leben ist unendlich und Deine Sache wird dadurch nicht besser. Aber ich sollte Dich überhaupt nie hier dulden. Heute hast Du mir den Hafen meiner Ideen wieder zerrissen und ich war im Begriff, Unvergängliches zu entdecken. Das ist nun Alles dahin!“

Da sie nicht ging, fasste sie Sokrates bei der Hand, um sie zur Thür zu führen. Sie ließ sich aber fallen, so daß er sie hinaus tragen mußte. Dann riegelte er die Thür hinter sich zu; er hörte noch, wie sie draußen rumorte und tobte und wie eine Amphora in Scherben ging. Dann bewußte er sich, seinen Gedankengang wieder aufzunehmen. Aber es gelang ihm nicht. Das Feuer war erloschen, Leere und Kraftlosigkeit lagerten in seinem Hirn. Und so wunderbar verheilungsvoll waren die Gedanken gewesen, die ihn bewegt hatten, blähartig hatte sich ihm das Getriebe der Zeit enthüllt, er hatte ihren Unterbau erkannt und die Gebrechen, die zum Ruin führten mußten! . . . Nun suchte er vergeblich, den Zusammenhang wieder zu gewinnen, aber die eng beschriebene Seite, die alles Das enthielt, war schwarz und unleserlich.

Und jetzt hörte er Xanthippe in der Nebenhalle schluchzen. Sie weinte, wie sie jedesmal nach solcher Szene weinte . . . So würde sie wahrscheinlich Stunden lang schluchzen, stöhnen . . . Und dabei konnte er nicht arbeiten, so stark und energisch er sonst war.

Als er so bekümmert dahin trat Herr Alcibiades in die Halle.

„Bitte, nehmen Sie Platz!“ sagte Sokrates.

„Ich bringe Ihnen, Meister“, sagte der Gast, „eine schlechte Nachricht. Ihr Artikel im ‚Neuen Parthenon‘ über die Entartung des hellenischen Volkes hat viel böses Blut gemacht.“

„Viel böses Blut über die Entartung, Das kann ich mir denken!“

„O nicht darüber“, rief Alcibiades. „Entartete lassen sich bequem regieren, mein: auf Sie ist man erost und es schwiebt Etwas gegen Sie . . .“

„Gut, dann werde ich Gelegenheit haben, öffentlich meine Sache zu vertreten, und den letzten Versuch machen, Hellas zu retten.“

„O lieber Meister,“ rief Alcibiades, „es handelt sich um Sie selbst, man will Sie verderben.“

„Sie werden mich nicht verderben, denn mein Wort ist die Wahrheit. Und die Wahrheit ist wie die Sonne. Nie noch läßt ein Sterblicher die Sonne aus.“

„Aber die Wahrheit wollen sie gerade nicht hören; man wird Sie verhaften und die regierungsfreudigen Richter werden Sie verurtheilen.“

„Und wenn sie mich töten: meine Worte müssen sie stehen lassen.“

„Aber man soll Sie nicht töten, lieber Meister!“ rief Alcibiades leidenschaftlich. „Ich bitte Sie: fliehen Sie, noch ist es Zeit.“

„Herr Alcibiades!“ sagte der Philosoph, „Sokrates nicht nicht. Ich that nichts, weshalb ich fliehen müsste, ich gehorche dem Gesetz.“

„Ach, das Gesetz hat eine wächterne Nase.“

„Um so schlimmer! Aber ich will es wieder zu Ehren bringen. Ich will das Volk zu der Wahrheit zurückführen, die die dreihundert Spartaner hatten, als sie viertausendfacher Übermacht gegenüberstanden und den Helden Tod starben, Mann für Mann.“

Sokrates sah, wie selbst der verweichlichte, skeptische Alcibiades erschüttert war, und er rezitierte: „Kommst Du nach Sparta, Tourist, erzählte dorten, Du hast uns hier liegen gesehen, wie das Gesetz es befahl.“

„Ja, im Ministerium singen wir Das auch,“ sagte Alcibiades, „wir singen es jeden Abend vor Bureauausflug, nachdem wir die Tageszeitungen durchstudiert und uns hin- und hergestrichen haben, wie wir die Pressefreiheit benützen können, um irgend einem Rebekleur Eins auszuwischen. . . . Lebtagens höre ich Ihre Frau Gemahlin schluchzen: fehlt ihr etwas?“

„Nein, nein,“ erwiderte Sokrates mit seitwärts gewandtem Blick, „es fehlt ihr nichts.“

Alcibiades flehte noch einmal . . . umsonst.

„Man wird Sie vernichten,“ sagte er traurig, „wenn nicht offen, so hinterhältig.“

„Das ist möglich. Und doch! Lehre ich etwas Gefährliches? Ich befämpfe die befadene Lebenspraxis der Sophisten, ich ermahne zur Selbsterkennung, zur Erneuerung des Charakters, zur Reinigung der Sitten.“

„Das heißt, Sie wollen umstürzen, was jetzt besteht. Und Das genügt Ihren Gegnern.“

„Aber nicht ich: die Sophisten, die Genügmenischen, die Volksausänger sind die Umstürzler und verderben Griechenland.“

„Ja, ja, Das wissen wir Alle“, sagte Alcibiades. „Die lächelnden Schurken, die leben und leben lassen, hat man nie belästigt. Aber immer verfolgten die Regierenden die ernsten Warner und Reformer. Das haben Sie, Meister, uns auch stets gelehrt. Also fliehen Sie, fliehen Sie, ich beschwöre Sie, Herr Sokrates!“

„Ich fliehe nicht“, sagte Sokrates. „Ich gehe lächelnd meinen Weg. Giehe ich, so nehme ich an mir selbst Schaden für immer. Wenn sie mich aber töten, so fällt auf sie die gigantische Schuld. Sie wird sie zwar wenig drücken, mich jedoch wird sie im Gedächtniß der Edlen für alle Zeit ehren.“

Und damit ging er leichten Schrittes an einen Seitentisch, öffnete eine Truhe und bot Alcibiades eine Zigarette an. Er erkundigte sich in liebenswürdiger Weise nach den Gesprächen auf dem Markt, den Neugkeiten der Presse und dem Thun und Treiben seines Gastes. Alcibiades klemmte sein Monokel ins Auge und erzählte die Geschichte von seinem Hunde, der einen Schwanz habe, so lang und buschig wie der eines Ackergauls. Seit acht Tagen spreche ganz Athen von nichts Anderem.

Sokrates sah wehmüthig lächelnd auf den feinen, vornehmen Jüngling, der so anmutig erzählte.

„Sie werden allerdings des Bewunderns bereits müde,“ fuhr Alcibiades fort, „und ich muß etwas Neues ersinnen. Noch schwanke ich, was Athen mehr in seinen Grundvesten erschüttern wird: wenn ich dem Hunde den Schwanz abschneide oder wenn ich ihm den Schwanzbusch so flechte, daß er aussieht wie der Dreizack des Poseidon. Was meinen Sie, Meister?“

Sokrates war wieder ernst geworden.

„Sie streben nach Sensation, Herr Alcibiades“, sagte er. „Sie sind ungemein beschreiten. Ein Mann wie Sie, jung, stattlich, geistvoll, könnte etwas Besseres leisten. Sie streugen sich Tage und Wochen lang an, neue Sensationen zu ersinnen, und doch dauern Sensationen nicht lange. Schaffen Sie ein Werk, das weniger vergänglich ist.“

Alcibiades war an seiner empfindlichsten Stelle getroffen. Er senkte beschämmt den Blick und Sokrates fuhr herzlicher fort:

„In der That, Herr Alcibiades, arbeiten Sie einige Jahre im Verborgenen und treten Sie dann mit etwas Ganzem, Großem hervor.“

Alcibiades hatte sein seines Lächeln wiedergefunden und zuckte nur die Achseln. Bevor er ging, beschwore er Sokrates noch einmal vergeblich, zu fliehen.

„Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin!“ sagte er und verließ die Halle.

Xanthippe schluchzte noch immer. Sokrates riegelte die Thür auf und sagte begütigend: „Na, nun komm, Xanthippeken, wir wollen zusammen Kaffee trinken!“

Sie erhob sich und hängte sich weinend an seinen Hals.

„Du ärgertest mich immer so“, sagte sie. „Dann vergesse ich mich und dann kommt's zu den häßlichen Szenen. Ach, Du hast mich gewiß nicht mehr lieb!“

„Warum bist Du nur immer gleich so aufgeregzt, Xanthippe! Warum vergißt Du alles Mag? Wir könnten doch so glücklich mit einander leben!“

„Ach, ich weiß selbst nicht, wie es kommt“, sagte Xanthippe traurig. „Doch will Dich gewiß nicht ärgern. Aber Du bist immer so lieblos gegen mich.“

„Und bist Du liebevoll?“

„Ja, Du kannst es glauben, ich liebe Dich immer, auch wenn ich mich über Dich aufrege. Deshalb mußt Du mir viel zu Gute halten.“

„Aber siehst Du nicht, wie Du unseren Freunden störst, wie Du mit die besten Gedanken verschwendest?“

„Ach ja, ich war gewiß nicht die richtige Frau für Dich“, sagte sie weinend.

„Aber Xanthippeken, wenn Du freundlich und ruhig bist, dann geht ja Alles gut.“

„Ach, wenn ich nur etwas von Deinem Gleichmuth hätte! Du bist ja fest in Allem, so stark! Siehst Du, darum liebe ich Dich auch so!“

Sie führte ihn und er strich ihr über das reiche, schwarze Haar.

Als Sokrates darauf nach dem Kaffee fragte, trug sie ihm auf, den Megabulos zu rufen. Sokrates rief ihn und der Slave erschien mit dem Kaffeeschiff. Nachdem sie sich gefeigt hatten, stellte es sich heraus, daß die Milch fehlte, dann fehlte noch der Zucker und dann das Weißbrot.

„Du solltest Dich aber doch ein Wenig darum bekümmern, Xanthippe, daß der Tisch richtig gedeckt wird“, sagte Sokrates in schonendem Tone.

„Wo zu haben wir denn die Sklaven?“ entgegnete sie.

„Wenn aber einer etwas nicht richtig macht, warum sagst Du es ihm nicht? Das geht nun Tag für Tag so!“

„Ich soll mich wohl um jede Kleinigkeit in der Wirthschaft kümmern?“ sagte sie, etwas gereizt. „Natürlich, Du möchtest mich am liebsten in die Küche stecken!“

„Nicht ganz, aber wenn Du zuweilen einmal hingingst, wäre es besser!“

„Ja, ja, daß man ganz und gar verhungert. Daß man harte Hände bekommt und in Gesellschaft dasteht wie eine Gans!“

„Eine Gans ist besser als eine Salondame“, sagte Sokrates. „Und was wird aus unserer Wirthschaft? Wie ist das Essen gut bereitet. . . . Du selbst fragst über Appetitlosigkeit . . . Wie klappt etwas und dabei ist der Verbrauch ungeheuer. Ohne Aufsicht wirthschaften die Sklaven Alles in Grund und Boden!“

„Ich will aber nicht immer der Wirthschaft nachlaufen!“

„Willst Du aber, daß wir immer mehr rückwärts kommen und ich trotz aller Arbeit die Kosten des Haushaltes nicht mehr bestreiten kann?“

„Ich weiß schon: Du willst nicht, daß wir Frauen uns geistig bilden!“

„Bilde Dich, so viel Du willst, aber sorge dafür, daß wir einen ordentlichen Haushalt führen.“

„Ich bin nicht für die Kühle geboren.“

„Aber ich? Soll ich zum Arbeitsthiere geboren sein, das für die Mützwirthschaft die nötigen Mittel heranschleppt?“

„Andere Frauen treiben viel mehr Luxus“, sagte Xanthippe. „Du willst aber meine Individualität in jeder Beziehung unterdrücken, Du Tyrant!“

„Ach, geh mit Deiner Individualität“, sagte Sokrates. „Das Wort haben auch die Sophisten erfunden. Jeder Lautenichts will heutzutage eine Individualität haben. Das heißt, er will sichs bequem machen, nichts lernen und keine Pflichten haben. Individualität! Jawohl, irgend eine Mode aufbringen, einer Pervertität nachjagen, in irgend einer Weise überspannt sein: Das ist Eure Individualität! Daraus haben wir übergenug. Wir brauchen Männer wie Alcibiades, nicht solche wie Alcibiades!“

„Bilde Dir nur nicht ein, daß Du ein Alcibiades bist“, sagte Xanthippe.

„So ungerecht wie Du ist keiner.“

Sokrates erinnerte seine Frau an den Stoffe.

„Trink,“ sagte er, „er wird sonst kalt!“

Sie wollte aber nicht trinken, da sie nun keinen Appetit mehr habe. Er habe sie wieder geärgert und da könne sie nicht trinken. Er beachtete ihre Anschuldigungen nicht und rebte ihr gärtlich zu, doch zu trinken.

„Ich werde wahrscheinlich die nächsten Tage nicht hier sein“, sagte er.

„Willst Du verreisen?“ fragte sie. „Da wirfst Du mich doch mitnehmen!“

„Man wird mich für einige Zeit verhaften“, erklärte Sokrates.

„O Vater Zeus im Himmel!“ rief Xanthippe bestürzt und warf sich an seinen Hals.

„Es hat nichts zu bedeuten“, sagte er. Sie war aber so ängstlich, daß er sie nur allmählich beruhigen konnte. Seine Gelassenheit verschaeute endlich ihre Angst.

„Ach, ich würde vergehen, wenn man mich verhaftete“, sagte sie und schauerte bei dem bloßen Gedanken darauf zusammen.

„Sei ruhig,“ sagte Sokrates lächelnd, „Dich wird man nicht verhaften. Rechtschafte Personen werden überhaupt nicht verhaftet. Man hält sich vorherhand noch an und alte Riesen, die wir stark und fest sind wie die Kämpfer von Marathon. Die Modeherrchen und Modedämmchen sind ungefährlich, wenn sie sich auch manchmal recht rabiat geben.“

„Ach, Sokrates,“ sagte sie gärtlich, „gerade weil Du anders bist als diese Gedene, darum liebe ich Dich so!“

Sokrates bat sie, ihn ein Weilchen allein zu lassen, da er an seiner Vertheidigung arbeiten wolle. Er ging in die Schreibhalle und ihm kamen hohe, erhabene Gedanken, weittragende, die wirken würden wie ein Feuerbrand und die seinen Schüler Platon, den edlen Platon, in Begeisterung versetzen würden. Stolze Ideen, sonnige Träume schwieben im Phantasiergarten seines Geistes, so daß er wie berauscht den Griffel erfaßte, um all die Fülle festzuhalten. Da trat Xanthippe herein.

„O, nur zwei bis drei Minuten“, batte Sokrates gitternd, „bis ich die Haupthache wenigstens festgehalten habe.“ Er rührte sich nicht und schrieb in fiebender Hast.

„Sokrates, ich will Dich zwar nicht stören,“ sagte sie, „aber Du könnest mir doch sagen, was ich morgen zu Mittag Kochen soll.“

„Aber Koch doch, was Du willst“, sagte er.

„Ich weiß wirklich nicht. Wir haben schon Alles gehabt, Kind, Schwein, Huhn . . .“

„Frag doch Megobullos!“ sagte Sokrates; und bei sich dachte er: „Ich soll nicht arbeiten, ich soll nicht arbeiten, stets mußte ich mir meine Gedanken auf diese Weise verkümmern lassen! Ach, wenn ich diese kleinen Kämpfe nicht gehabt hätte! O Platon, sehe Du mein Werk fort!“

„Der dumme Sklave weiß es auch nicht“, warf Xanthippe ein.

„Nun, auch ich weiß es nicht“, erklärte Sokrates.

„Du weißt es,“ sagte sie. „Du hast es immer gewußt. Du bist blos unglücklich. Nichts kann man von Dir haben, nicht einmal solche kleine Gefälligkeit.“

„Aber siehst Du nicht, daß ich arbeite?“

„Ich wäre gleich wieder gegangen, wenn Du es mir gesagt hättest.“

„Ich weiß es aber nicht.“

„Nude doch nicht, Das glaubst Du ja selbst nicht. Du willst mich blos wieder fortschicken.“

„Das will ich außerdem, aber ich weiß es auch nicht.“

„Das lägst Du“, tief Xanthippe erregt.

„Niemals lag ich“, sagte Sokrates.

„Und nun willst Du noch nicht einmal zugeben, daß Du gelogen hast, Du feiger Kerl!“

„Schweig einen Augenblick!“ sagte Sokrates ruhig. „Da unten auf der Straße sehe ich schon die Habscher mit Ketten. Wahrscheinlich, sie werden mich fesseln wie einen gemeinen Verbrecher. . . .“

Anton Grotewig.

Börsenwandlungen.

Meniger die Geldknappheit als eine gewisse Geldverschiebung verwirrt jetzt unsere Börsen. Ich deutete deren Folgen schon länglich an. Welche Unklarheiten und Überraschungen dadurch noch gezeigt werden könnten: danach darf man die Hochfinanz natürlich nicht fragen. Dazu steht sie dem Tagesverkehr zu fern; und sie begnügt sich, zu antworten: „Wir sind nicht gerade abundant!“ Mir scheint es ganz sicher, daß das Abströmen aller Baumittel nach der Reichshauptstadt und das noch ganz neue Disponiren von einigen wenigen Centren aus das Wesen der deutschen Börsen von Grund aus verändern wird. Unter all den Kursbewegungen der letzten Zeit verbirgt sich eine nicht geringe Ratlosigkeit, wo und wie Geld zu beschaffen sei. Bisher hatte die Berliner Spekulation das beruhigende Bewußtsein, ihre Mittel schließlich auch aus anderen Gegenden — ich meine hier Süddeutschland — bekommen zu können. Jetzt kann sich Berlin nur an Berlin wenden und man muß abwarten, mit welchem Erfolg Das regelmäßig zu geschehen vermag. Die alten Faisten des Berliner Börsen sind ja vorläufig noch immer geschickt genug, um, wenn eine unlustige Stimmung um sich zu greifen droht, einige Papiere unverzehnbar zu haussieren und dadurch den Ruth ihres Gefolges wieder zu beleben. So hat man dem Publikum die Mittelmeer-Aktien zu kosten gegeben, die, wie es sonst hieß, nur die Franzosen kaufen, und eben so Gelsenkirchener, für die der Generaldirektor Wittgenstein in Wien eine besonders jährliech Reigung hat. Nebenfalls würden auch die Frankfurter auf solche Weise gern Geld verdienen, aber sie verstehen es nun einmal nicht mehr. Uebrigens wird mir gesagt, Gelsenkirchener seien empfehlenswerth, weil nicht der ganze Gewinn vertheilt worden ist und dadurch für zukünftige Eigenthumsvergrößerungen günstige Chancen geschaffen worden seien. Allerdings ist der Bergwerksbesitz dort schon sehr ausgebeutet, so daß selbst beim Eingehen eines Schachtes die Drossnung eines anderen mit Leichtigkeit zu bewerkstelligen wäre. Man sieht also jetzt bei den Auktionen von Gelsenkirchenern mehr auf den inneren Werth als auf das Erträgnis und es fragt sich, ob mit Rücksicht darauf nicht z. B. Hibernia auf die Dauer im Ruhre zurückbleiben muß, weil ihre glänzende Dividende von zwölf Prozent eben fast den ganzen Jahresertrag gewinn erschöpft. Daraus erläutert sich vielleicht auch heute schon die niedrigere Kursbewertung dieses Papiers. Eines Tages, so wipeln jetzt die Bankleute, die den chinesischen Landverkäufen skeptisch gegenüberstehen, wird man bei uns auf schlechte Marktnotizen flau werden, weil die Kohle in Schantung vorzüglich sei.

Von einer einheitlichen Beurtheilung unserer Montanpapiere ist an der Börse nicht die Rede, trotzdem die Berichte gleichmäßig aussichtsvoll lauten. Die Hüttenindustrie selbst hat die Ausdehnung und Dauer des gegenwärtigen Aufschwunges nicht vorausgesehen. Man darf daher auch unseren leitenden Ministern keinen Vorwurf daraus machen, daß sie nicht weiter sahen. In der That glaubte man in preußischen Regierungskreisen vor einem Jahre allgemein, daß sich bereits ein Rückgang vorbereite, und erst seit einigen Monaten scheint, noch den großartigen Neubauten und Erweiterungen vor Allem im Ruhrbezirk, zu urtheilen, die entgegengesetzte Ansicht durchgedrungen zu sein. Ein Bedenken wird allerdings auch jetzt noch festgehalten. So lange unsere Industrie vom Inlande mit Aus-

tragen überhaupt wird, kann sie dem Export nur eine beschränkte Aufmerksamkeit zuwenden und das kann später, wenn uns die fremden Aufträge einmal wieder sehr willkommen sind, zu Schwierigkeiten führen. Auf diese Gefahr weist denn auch der Bericht der Deutschen Bank ausdrücklich hin.

Die Rolle, die für den Fortbestand unserer Industrieblüthe die Verhältnisse der arbeitenden Bevölkerung spielen, ist gewiß beachtenswerth. Trotzdem findet man nur in dem Berichte der Dresdener Bank einige Worte darüber. Wenn es da heißt: „Dass die Arbeiter eine bessere Lebenshaltung erreichen und dadurch wiederum als Konsumenten kaufkräftiger werden, ist als erfreuliches Moment hervorzuheben“, so Klingt das wie ein Ausdrückchen der Erkenntniß, daß nur der Massenkonsument unseres Absatzs dauernd erhalten kann und deshalb die Massen auch kaufähiger gemacht werden müssen. Die Lohnerhöhungen dienen aber leider immer dazu, sofort auch die wichtigsten Bedarfssortikel in die Höhe zu treiben, und so fließt der höhere Arbeitertrag stets schnell wieder ab, ohne den Konsum zu kräftigen. Das führt zu der melancholischen Betrachtung, wie wenig auf den Arbeiter — auch den geistigen Arbeiter — von all dem Ausschwung unserer Industrie kommt, von all den fetten Dividenden, den hohen Kursen und den ungemeinen Ugo-gewinnen. Die Vorteile davon hat im Grunde nur das Kapital; sonst mag allenfalls hier oder dort eine leitende technische Kraft sich entsprechend höher bezahlt machen. Das ist Alles. Der Durchschnitts-Chemiker, -Techniker, -Ingenieur, bis hinab zum einfachen Arbeiter, — sie sparen heute nicht mehr als früher. Selbst wo der Arbeiter, statt wie ehemals 86 Pfennige, jetzt bis zu 3 Mark täglich verdient, kann er mit Frau und Kindern doch nur von der Hand in den Mund leben. Nach Besteitung der nothwendigen Bedürfnisse bleibt ihm für die ganze Woche vielleicht ein Taschengeld von einer Mark und jede ungünstige Wendung stellt die Familie vor eine Existenzkrise. Das unterscheidet seine Lage so sehr von der der bürgerlichen Massen und selbst der kleinsten Besitzer. Denn wenn es auch richtig ist, daß der Mittelstand um seine Lebenshaltung ganz wie der Proletarier kämpfen muß, so ist doch nur die Proletarierfamilie dieser absoluten wirtschaftlichen Unsicherheit preisgegeben. Und eben so unbeständig wie die Lage der Handarbeiter ist die der Mehrzahl der höher gebildeten Angestellten. Wenn nicht in Zeiten des Ausschwunges: wann könnte diesem Wohlverhältniß abgeholfen werden? Bei sinkender Konjunktur jammern die Aktionäre; und die Angestellten, die froh sind, überhaupt beschäftigt zu werden, müssen sich dann häuten, zu klagen. Eine Abhilfe, wenigstens zum Theil, wäre die Verkürzung der Arbeitsstunden. Man würde gern thätigt sein, mehr Leute zu beschäftigen, da die Aufträge doch nicht liegen bleiben können, und das freie Arbeitermaterial würde zum Theil gebunden werden. Gerade das freie Arbeitermaterial, die „industrielle Reservearmee“, ist es aber ja, die auf die Löhne drückt. Ein Arbeitermangel ist auch heute wohl vorhanden, aber er betrifft nur „gelernte“ Arbeiter. Auch haben wir uns so sehr an die Erziehung des Überangebotes von Händen gewöhnt, daß uns jede Rückstauung schon beinahe wie ein Arbeitermangel erscheint. Wir sind so weit gekommen, daß Fabriken von 200 Arbeitern nur etwa 10 „gelernte“ Arbeiter beschäftigen. Selbst die Lehrlinge verstehen sich zu keiner längeren Dienstzeit mehr, seit sie sehen, wie neben ihnen ein beliebiger Tagelöhner, der „ungelernt“ ist, seinen Unterhalt verdient.

Die Deutsche Bank hat relativ den fürzesten Jahresbericht gegeben. Aber

zwischen den Zeilen ist für den Kenner sehr viel zu lesen. Sicher ist, daß vier oder fünf Prozent mehr vertheilt werden können, wenn Herr Siemens geglaubt hätte, die von amerikanischen und argentinischen Werthen eingehenden Gewinne als jährlich wiederkehrende behandeln zu dürfen. Auffällig ist die geringe Bedeutung des Konföderationsgeschäfts im Verhältniß zum Aktienkapital und den Hauptgewinnposten. In Wirklichkeit tritt das regelmäßige Kundengeschäft für die Bank immer mehr in den Vordergrund, so daß man fast sagen kann, alle ihre Finanzierungen liefern nur darauf hinaus, für die Kunden Anlage- und Dividendenwerthe zu schaffen. Der Prospekt der Siemens & Halske-Aktien scheint das in einer unverfehllichen Weise zu bestätigen. Sämtliche 45 Millionen Mark offiziell notiren zu lassen und nur fünf Millionen zur Bezeichnung aufzulegen, ist gewiß das Stärkste, was seit langer Zeit dem Publikum geboten wurde. Warum läßt man denn die übrigen 40 Millionen notiren — Das heißt: lieferungsfähig machen —, wenn die Versicherung, daß die Familie selbst für immer Hauptaktionärin bleibt, ethaft genommen werden soll? Wo blieb da die Selbständigkeit des Berliner Börsenvorstandes mit seinen eben erst so feierlich verkündeten Grundsätzen für Prospekte? Alles dahingeschmolzen im Sonnenblit der Großbank! Vielleicht wird angenommen, daß die weltumspannende Thätigkeit der Deutschen Bank auf zwei Augen gestellt sei. Vielleicht ist aber die Organisation dieser Bank so fest gefügt, daß heute auch ohne besondere Genialität damit auszukommen wäre. Richtig ist, daß die Persönlichkeit des Dr. Georg Siemens weniger hervortrete, wenn nicht gerade ihm bekanntlich alle Unterhandlungen zufielen, so daß die elektrischen und türkischen Geschäfte u. s. w. seinen Namen immer wieder erflingen lassen. Leider nehmen sich gerade die türkischen Unternehmungen augenblicklich etwas eigenhändig aus, nachdem der Sultan auch bei der Halbar Palscha-Koncession seine oft beklagte Unbeständigkeit gezeigt hat. Und diese Koncession galt als die erste reife Frucht der Orientreise des Kaisers!..

Der Bericht der Diskontogesellschaft wurde von der Contramine benutzt, um unter der Form einer scharfen Spezialkritik ganze Theile des Kurszettels herauszusehen. Wenn man an kleinen Elektricitätswerken Interesse hat, so faust man zunächst Schuckert oder A. G. C.; will man alle möglichen Gebiete reuzieren, so fügt man zunächst Diskontocommandit: jede Bewegung braucht eine Fahne. Aus dem Abschluß der Diskontogesellschaft wollen einige Eingeweihte, zu denen aber jene Bauspekulanter nicht gehören, herausmerken, daß fast alle Gewinne mit herangezogen worden seien, also die inneren Reserven, die z. B. die Hauptstädte der Deutschen Bank sind, zum großen Theil fehlen. Zumeist ist die Diskontogesellschaft noch ein gewaltiges Unternehmen, das nicht „still steht“, wie der so oft gehörte Ausdruck lautet, sondern sich nur schwierig bewegt. Ein großes Geschäft muß aber schließlich wieder vorwärts kommen, selbst wenn die Leute bereits um neun Uhr abends im Lehnsstuhl einschlafen.

Um die Zeit und ihren Wechsel zu erleennen, muß man auf die Geschäftsinserate achtet. Bei aller Vielseitigkeit lassen sie doch gewisse einheitliche Strömungen sichtbar werden. So gab es vor Jahresfrist noch zahllose Annoncen, in denen Kapitalisten oder vermögende Kaufleute Beteiligungen an Geschäften suchten. Heute überwiegen die Anzeigen von Firmen, die für ihre natürlich „gut gehende“ Fabrik neues Geld wünschen und Rekurrenten sehr günstige Bedingungen anbieten.

Theater.

Pauline König ist bei Sperlings seit Jahr und Tag Mädchen für Alles. Sperlings sind Leute, Vater, Mutter und Kind, die nie eine Rechnung bezahlen, grundsätzlich nicht, und dennoch, wie es scheint, sehr angenehm leben, Ananasbowle trinken und denen gräßlichen Gardeulanenoffiziere ihre jüngsterlichen Schwestern ins Zigeunerheim bringen. Der Mann malt und verlaßt natürlich nie ein Bild. Die Frau radelt in Cocottenanzügen auf einem amerikanischen Renner, läuft zu Hause im Mum-Nam-Kostüm herum und kümmert sich natürlich nicht um die Wirthschaft. Das Kind geht niedlich in Weiß und läßt sich natürlich vom Dienstmädchen Märchen erzählen. Pauline macht Alles. Sie kauft gut und billig ein — oha ja: der kleine Tagesbedarf wird sogar bei Sperlings bezahlt —, bekommt ganze Tafeln Chokolade — Suchards Alpenmilchchokolade, die der gebildeten Frau Sperling als das Feinste vom Feinen erscheint — „zugeschenkt“, besorgt für drei Personen, die mindestens einmal in jeder Woche Gäste bei sich seien, die ganze Hausharbeit, Küche, Wäsche, Einkauf und hat trotzdem eigentlich nie etwas zu thun. Wenigstens nicht für die Herrschaft. Sie schwagt entweder mit Ernestine, einem netten Besen, der bei Suhrs, im selben Haus, dient — Frau Suhr hat das Mädchen, das früher bei Sperlings war und da ein detailliert stahl, gemietet, ohne auch nur eine Treppe höher Auskunft zu erbitten —, oder mit einem ihrer fünf Liebhaber. Sie hat nämlich fünf; aber in allen Ehren. Denn sie ist ein anständiges Mädchen, ehrlich, sauber, fleißig und tugendhaft, lebt in der Furcht der Obrigkeit, glaubt inbrünstig an die Heiligkeit der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung und der durch sie hierieden bedingten Klassenunterschiede und macht keine „Schmugroschen“, trotzdem sie den ein Bißchen bedenklichen Grundfaß bekennt: „Alles nehmen und nichts geben.“ Doch die Gefahr solcher schlauen Weisheit läßt sie nicht die Herrschaft spüren, an der sie liebevoll und treu hängt, sondern nur die Liebhaber, die sie amüsiren sollen. Von den fünf Herbern nimmt sie gern Geschenke, läßt sich noch lieber ein Glas Bier, ein deutsches Beefsteak oder Rühee mit Bückling von ihnen bezahlen, aber keiner kann sich eines besonderen Gunstbeweis rühmen. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß die Fünf — ein Turnlehrer, ein Packetfahrtbriefträger, ein Schneider, ein Pferdebahnenschaffner und ein Kunstschorf — einander recht schaffen lassen und schiel blicken, wenn Einer dem Anderen auf der Hintertreppe oder in der Küche des Sperlinghauses begegnet. Das kommt nicht ganz selten vor, denn Pauline hat, wie gesagt, so gut wie nichts zu thun und immer Zeit, den Lüsternen das Pörtchen zu öffnen. Sie „ugt“, echt berlinisch, die Männer; bald aber merkt man, daß Einer dem Herzen des brassen Küchendragones allmählich doch näher gekommen ist: Radke, der Kunstschorf. Ein stämmiger, heißblütiger Kerl, der sich im Innersten als Proletarier fühlt, mit wildem Genosse-

hoff auf die Bourgeoisie sieht und von gepussten Mässiggängern, auch wenn sie freundlich sind, kein Gläschen früher Bowle annehmen mag. Er ist natürlich auch gegen das „Dienen“; aber der Gegensatz ist für ihn nicht, wie für verständigere „Zielbewußte“, der alte von status und contractus, von Gehindebienst, der die Gemeietheten mit Haut und Haar der Herrschaft aussießert, und freier, kontraktlich für gewisse Stunden vereinbarter Fabrikarbeit, — nein: er hält nur die Arbeit in sozialdemokratischen Genossenschaftsbetrieben eines Menschen für würdig und scheint die Thätigkeit in der kapitalistisch geleiteten Fabrik auf eine Stufe mit dem Dienstbotendasein zu stellen. Dieser sonderbare Sozialdemokrat ist unter Paulines Werbern der Mann mit den reellen Absichten; die anderen vier wollen schäkern, Nadke will heirathen. Aber Pauline will nicht. Wozu heirathen? Um einen Haufen Kinder zu kriegen und sich, damit der Mann und die Bälge leidlich leben können, vom frühen Morgen bis in die Nacht zu schinden und trotz aller Rackerie doch nie so viel zu haben, daß es ordentlich reicht? Nein, vom Heirathen hat nur der Mann „das Jute“. Pauline, deren Sinne, wenn sie nicht gerade „wilde“ getanzt hat, trotz strohender Gesundheit müschenstill sind, will ledig bleiben, sich mit keinem einlassen, sondern ihre gute Stelle bei Sperlings behalten. Da braucht man sich wenigstens nicht für Andere zu plagen, hat seine behagliche Ruhe und kann sonntags mit Dem tanzen, der am Förfesten und Freigebigsten ist und die letzte Wahlzeit bezahlt.

Die Stelle ist wirklich gut. Sperlings sind nicht nur Individualisten, die jede Persönlichkeit, und seid auf dem Hängeboden, sich ausleben lassen: daß Leben ist bei ihnen auch an Abwechslung ungemein reich; — sogar in der Rüehe. Da, zwischen der Spülbank und dem Herd, erscheint Frau Sanitätrath Suhr zum ersten Besuch und führt lange Gespräche über Dienstboten im Allgemeinen und ihre Genesine im Besonderen. Da taucht der Gardeulanenlieutenant Graf Varnim auf und begrüßt, zwischen dem Küchenherrn und dem Müllheimer, in Pauline eine Jugendgespielin vom Rittergut seines Vaters, also der alte Herr König Feldhüter oder Nachtwächter war. Da stellt, neben der Wasserleitung, der selbe Graf später dem Fräulein König seine bachfischige Schwester Anna vor und die beiden Damen plaudern höchst herzig mit einander. Solche Stellen werden in Berlin, selbst an der charlottenburger Grenze, immerhin selten sein und man kann es Pauline nicht verargen, daß sie nicht wegziehen will; sie hält große Stücke auf seinen Belehr und wird als Frau Nadke kaum jemals Grafen und Countessen bei sich sehen. Aber Herr Nadke hat einen harten Willen: er bestellt darauf, aus Pauline, die im wilden Westen der Reichshauptstadt ihre agrarische Unschuld und Autoritätsgläubigkeit bewahrt hat, eine tüchtige Proletarierfrau zu machen, und weiß, als Kunstschorf, wie man zum Herzen einer Küchentregentin den rechten Schlüssel schmiedet. Ein Bischen Marthrium und einen Schuß Romantik: mehr braucht nicht, um über dem Turnlehrer,

den Pferdebahnfusschner, den Schneider und den Postfahrtbriefträger zu siegen, die schlappen Kerle, die ja obendrein sämtlich keine reellen Absichten haben. Für das Martyrium sorgt die hochwohlgebliche Polizei. Bei Klimsch in der Hafenhäide, wo Pauline König und Ernestine Fräulein sonntags ihre Tanzlust auszutoben pflegen, kommt es zwischen den Freiern zu einer Reiserei und Radle, der den herbeieilenden Schuymann sein proletarisches Klassenbewusstsein fühlen lässt, wird als Haupthahn mit einer Anklage wegen Körperverletzung und obendrein wegen Widerstandes gegen die Staatsgewalt bedroht. Die Romantik kann der Kunstschorf sich ohne fremde Hilfe verschaffen. Er gehört zu denen, die im Vaunkreis der bürgerlichen Gesellschaft „natürliche Kinder“ genannt werden. Seine Mutter wurde von einem feinen Herrn listig versöhnt und quälte sich ihr Leben lang, um den geliebten Jungen zu einem ordentlichen Menschen zu machen. Da Radle nun als ein Märtyrer mit romantischer, das Mitleidsgefühl erregender Vergangenheit um sie, die ihm Trost, Licht und Wärme bringen soll, wirkt, kann Pauline dem Sturm seiner Leidenschaft nicht länger widerstehen: die sonst so Rüchterne vergibt ihre praktischen Grundsätze und entschließt sich, die Frau des Kunstschorfs zu werden, der es jetzt, in der Abschiedsstunde, sogar für nötig hält, der bourgeoisie Herrschaft seine früher so schlechte Meinung abzubitten und Herrn und Frau Sperling gerührt die Hand zu reichen . . . Ob diese Erfahrung auf sein Parteiempfinden einwirken wird, bleibt uns verborgen.

Das ist der Inhalt der vieraktigen Komödie „Pauline“, die von dem jungen Herrn Georg Hirschfeld verfaßt und im Deutschen Theater aufgeführt worden ist. Ich glaube, in meiner Erzählung nichts vergessen zu haben . . . Über doch? Ach ja, eben fällt mirs ein: Paulines Mutter, eine alte Bäuerin, kommt im letzten Akt auch noch auf die Bühne. Die strenge Rossäthenfrau hält nicht viel von der Tochter, die in Berlin wohl ein leichtes Tuch geworden sein mag, und ermahnt sie in harter Rügerede, daß ruhige Glück nicht etwa hochmuthig zu verschmähen, daß der wackere Radle ihr bietet. Da die Mahnung der Mutter auf Paulines Entschluß aber ohne jede Wirkung bleibt, brauchte Herr Hirschfeld die alte Frau nicht erst viertter Klasse nach Berlin zu bemühen; sie könnte, ohne eine Lücke zu lassen, seinem Stück eben so fehlen wie Graf Barnim, Komtesse Anna Barnim, Frau Sanitätrath Suhr, Fräulein Ernestine Fräulein, der Besitzer des Ballsalas, der Tanzmaltre, die Garderobiere, der Schuymann, die beiden Kellner, der Kürassier, der Musiker und der Gast. Damit wären dreizehn Personen als überflüssig von Theaterzettel gestrichen, ohne daß deshalb das Dienstmädchen-drama, das Herr Hirschfeld uns vorführen wollte, um irgend ein wesentliches Motiv, ein wichtiges Agens oder auch nur um einen charakteristischen Zug verkürzt würde. Denn dieses Drama sollte doch wohl zeigen, wie eine nach Berlin verschlagene, derb empfindende Bäuerntochter als Mädchen für Alles, trotz der auf Seitenpfade lockenden Vergnügungssucht, im dunklen

Drange sich des rechten Weges bewußt bleibt und durch allerlei Fühllichkeiten sich in ein bescheidenes Glück looft. Dazu waren die Dreizehn nicht nöthig. Aber freilich: wenn sie gefehlt hätten, wären uns erstens die Ansichten des Ehepaars Sperling und der Frau Saht über den Umgang mit Dienstboten nicht mitgetheilt worden, wie hätten zweitens die rühsamen Gespräche zwischen dem Ulanenlieutenant, der Komtesse und der Käthchen nicht gehört und drittens die große, die herrliche Kälerei in der Hasenhaide nicht gesehen. Gerade diese Kälerei aber erregte den lärmenden Jubel der gepuhten Leute, die zur ersten Vorstellung gekommen waren. Es war ein erheiterndes Schauspiel. Herrn Adolf L'Arronge soll es, so wird erzählt, aus dem Hanse getrieben und zu einem Klage- ruf darüber gestimmt haben, daß sein Deutsches Theater so tief gesunken sei.

Solche Stimmung wäre verständlich. Ich wenigstens muß gesehen, daß ich auf einer „ersten“ Bühne noch nie eine ärmerre Albernheit gesehen habe, niemals, und daß ich, auf dem mit sechs Mark und fünfzig Pfennigen bezahlten Platz, unter den beifällig tobenden Leuten mir wie in einem unbewachten Narren- hause vorlam. Was war denn geschehen? Ein paar Possentypen, die dem älteren Theil des Publikums aus den Jugendtagen der Frau Anna Schramm bekannt sein mußten, hatten berlinisch kraekelt, waren einander dann in die Haare gerathen und ein Schugmann, dessen Amtswitz das Triumvirat des Klauberadatsch die Thür sperren würde, hatte die seit Offenbachs „Briganten“ tausendmal gesehene Unweisheit des blinden Polizisten gezeigt. Und darob wurde von den gut ausstaffierten Unkulturträgern, die im Börsencourtier „das geistige Berlin“ genannt werden, geslaft, gebrüllt, getrampelt. Wie mußte das Schauspiel erst auf Herrn L'Arronge wirken, der alle Possenspäße der lezte Jahrzehnte am Schnürchen hat, der, weil er einst die „Gebrüder Bock“ gezeugt und an zwei lustigen Possen, den „Kläffern“ und dem „Registrator auf Reisen“, mitgearbeitet hat, gerüffelt und über die Achsel angesehen wurde und nun auf seine alten Tage diese Pauline erleben mußte! Das Ding nennt sich anmaßend „Komödie“; aber die Eintagsamusikstücke der Weirauch und Wilden und Hugo Müller sind das gegen, trotzdem sie nur schlecht und recht Possen oder Volkstücke hießen, Meisterwerke des Komödienwitzes. Sie brachten doch mindestens die grobe Karikatur eines Berlinerthumes, das einmal war, auf die Bühne, beleuchteten mit derber Satire hier und da doch die Wurzeln komischer Konflikte; Pauline feucht atemlos in einem Fabelreich reiner Unvernunft umher und bewirthet uns mit einer eiquälten Munterkeit, der jede gesunde Fülle des Lebens fehlt. Wenn die Damen ihren Hausfrauenverstand, die Herren ihre Erinnerungen an grunewaldige Ballhäuser zu Rath gezogen hätten, dann hätten sie ärgerlich die Zuschauung abgelehnt, sie sollten glauben, so könne es in einer berliner Käthe, in einem berliner Tanzlokal zugehen. Und wenn die Kritiker noch den Ruth hätten, dem Publikum umangenehme Wahrheiten zu sagen, dann hätten sie

offen ausgesprochen, daß eine Menge, die Pauline nicht streng von der Schwelle weist, nicht das Recht hat, im Theater überhaupt eine Meinung zu äußern. Der „Großer“ und die „Drei Reiherfedern“ waren gewiß schwache Dramen, deren Mißgeschick nicht zu bejammern ist; die tugendsam kloette Schöchin aber und der Packtfahrtbriefträger, der wehleidig winselt, weil er nicht so ungeduldig wie der Vate aus der besser uniformirten Schaar Podbielskis erwartet wird, — diese armfältigen Schwankschemen wären kaum auf den Brettern des alten Wallnertheaters geduldet worden. Dass sie jetzt Leben haucheln durften — freilich nur einen Abend lang, denn die Besucher der folgenden Aufführungen, le vrai public Sarçans, langweilte der leere Possenlärm allzu sehr —, dankten sie nur der „Modernität“, die alle bisher gütigen Begriffe von dramatischen und theatralischen Nothwendigkeiten über den Haufen geworfen und den Sinn der früher bunte, bewegte Schauspiele Suchenden so völlig verwirrt hat, daß sie, um am nächsten Morgen nur ja nicht unmodern zu scheinen, den läppischsten Quark mit Freudengebrüll begrüßen.

Pauline, so fändeten uns weise die Auguren, ist die lustige Heldenin einer „naturalistischen Posse“. Das, hieß es, sei an der Sache eben das Neue, das ganz Umgewohnte, das nur ein wahrhaft moderner Geist erfassen könne. Nun ist ja nicht gerade angenehm, heute noch über Naturalismus zu reden; aber wir wollen doch hören, was der Pflegedater des schon altmodisch flingenden Wortes sich unter einer naturalistischen Posse eigentlich vorstellte. In der Vorrede zu den Héritiers Rabourdin fragte Zola vor einem Vierteljahrhundert darüber, daß Molières Erbe verthan sei: Qu'a-t-on fait de ce beau rire, si simple, si profond dans sa franchise, de ce rire si vivant où il y a des sanglots? Nous avons, à cette heure, la comédie d'intrigue, un jeu de patience, un joujou donné au pupille. Elle règne comme type parfait, elle a imposé un code dramatique. ... Voilà où en est l'héritage de Molière, et voilà pourquoi j'ai révélé de remonter jusqu'à ce modèle glorieux. Und als er später Theaterkritiker des Voltaire war, rief er, die unerträgliche, scheinbar unveränderliche Possenplattheit der Modeschwänze müsse durch die faröe moderne verdrängt werden, durch die soziale Satire, dont le rire sonnerait si vaillamment. Er wußte: Neues war nicht zu finden, nicht zu erfinden; er wollte die umständliche Intrigue beseitigen und suchte das Heil bei den Alten, den großen Komikern, die sämmtlich, von Aristophanes bis zu Molière und Anzengruber, in der einzige sinnvollen Bedeutung des seitdem so häufig geschändeten Schlagwortes Naturalisten waren. Sind die Possen vom Adelsproß und vom Hypochonder Argan, von den Kreuzelschreibern und dem Doppelselbstmord nicht naturalistisch, so gut wie die höheren Heidenspäße des Griechen über die Ekklesiazusen und Epistrates brünnstige Schaar, und sichert und jaucht und höhnt in diesen ewig jungen Werken nicht das tapfere Lachen der sozialen Satire? In „Pauline“ erinnert nur die lächerliche Technik an die schon fern

scheinenden Tage, da die Botschaft von der neu „werbenden Bühnendichtung“ weit ins Land erscholl. Dreizehn Personen, wir sahens, können aus dem öden Bereich dieses Klüchenschwankes gewiesen werden, ohne daß irgendwo eine Lücke spürbar würde. Die Satire bringt nicht durch die dünne Oberfläche; und der Versuch, einen Standpunkt für die moralinlose, im wahren Wortsinne naturalistische Betrachtung einer bestimmten Welt zu gewinnen, wird gar nicht erst gemacht. Man braucht nicht einmal an den kunstvoll und mühsam aus Gobelinfarben zusammengesetzten Fries zu denken, auf dem die Brüder Goncourt das Schicksal der armen Germinie Lacerteux schilderten — wirklich „schilderten“, denn erleben ließen auch sie es uns nicht —, um zu merken, wie hier ein guter Stoff schmählich verhan warb. Eines Dichters Kraft kann es reizen, in die Dienstbotensphäre hineinzuleuchten und zu zeigen, wie die Mädchen leben und lieben, werden und wollen, die Wand an Wand mit der Bourgeoisie hausen und doch von deren Genüssen und Sorgen, Empfinden und Wünschen wie durch ein Weltmeer geschieden sind. Welche Handlungen entstehen im Bewußtsein der Bauerntochter, die um die fühlreiche Zeit der Geschlechtsreife in die Großstadt verschlagen wird und sich in Verhältnissen zu rechtfesten soll, deren Komplizirtheit ihr dumpfer Sinn früher nicht zu ahnen vermochte? . . . Kein Mensch kümmert sich darum; daß Dienstmädchen mag seine Arbeit thun und, wenn es fertig ist, auf den luftlosen Hängeboden klettern; aus dem Papierkorb der Herrschaft mag es die Mordgeschichten auflesen, die in den Zeitungen allein seine Aufmerksamkeit erregen, und an jedem zweiten Sonntag mag es, allenfalls mit dem Hausschlüssel, tanzen gehen. Eine innere Gemeinschaft zwischen der Magd und den feinen Frauen, denen sie dient, giebt es nicht; höchstens wird ihr ein Tröstlädchen in die Hand gesteckt, wird ihr eingefährzt, statt nach Halensee lieber in die Kirche zu gehen. Und sie sieht und hört doch so Manches, wie zu manchem unwirschen Vergleich gestimmt und mancher quälende Zweifel überwältigt ihren Glauben . . . Immer allein, immer stumm; denn es paßt sich nicht, mit der Herrschaft zu plaudern. Das hat ihr schon die Miethfrau gesagt. Auch beim Lesen darf sie sich nicht extappen lassen; denn es schürt sich nicht, in die Nacht hinein zu schmökern, statt schlafen zu gehen und zu neuer Arbeit neue Kräfte zu sammeln. Menschlich sprechen nur die Lästernen mit ihr, die von ihrem runderlichen Reiz, ihrer ungestillten Jugendsehnsucht ein warmes Stündchen erhoffen, — und wenn sie ihnen lauscht und leichtfertig wird, fliegt sie hinaus, hat einen Fleck im Dienstbuch und kann Wochen lang vergebens um eine neue Stelle anklopfen. Wie solche Verwaisten dann im Lauf der Zeit werden, frisch und tüpfisch und unwahrhaftig, wie sie in der Herrschaft den Feind sehen lernen, gegen den alle Mittel gelten: davon wissen die Haushfrauen schlimme Lieder zu singen . . . An komischen — und namentlich an tragikomischen — Konflikten ist in dieser engen Welt kein Mangel; um sie aber zu finden, muß die Phantasie diese Welt deutlich gesehen haben.

Der junge Herr Hirschfeld sah sie wohl nie. Er hat in den „Müttern“ gezeigt, daß er, mit der Innigkeit seines Fühlens und der fröhlichen Kunst, mitleidig in Seelen hinabzuleuchten, ein ehrlicher Dichter ist, der das Leid einer kleinen Menschheit in ergreifende, aus der Tiefe ihres individuellen Empfindens herausfliegende Töne zu lösen weiß. Er hat auch in dem viel schwächeren Schauspiel „Agnes Jordan“ noch bewiesen, daß er, wie kein Anderer, den jüdisch-berlinischen Ton trifft, die zwischen zärtlichster Verhülltheit und leidenschaftlicher Roheit jäh wechselnde Art eines familiären Verlehrtes, dem der sichere Grund einer ruhig erworbenen Kultur und die alleß Empfinden tragende Tradition fehlt, die krankhafte, im Ghetto der Geister erworbene Sucht, sich selbst in jeder Lebensregung zu beobachten und höchst interessant zu finden, und die künstliche, falsch und unrein fliegende Kindlichkeit einer unter den völlig verschiedenen Eindrücken der Schule und des Hauses erwachsenden Jugend, die der ringsum heulende Haß in verschüchterte Wehleidigkeit hineingeschucht hat. Nun schied er aus dem heimischen Revier, — und nun sieht man, betrübt und enttäuscht, daß er nur Geschenkes wiederzugeben vermag und das Wunderkind zum armen Stümper wird, wenn es auf die Kraft der Phantasie angewiesen ist. Der Ton der Heimath schwingt nach, wenn Spreebethulien's Dichter einen Schneider — oder was der Schlosser? — drohen läßt, er werde dem Nebenbuhler „die Knochen im Leibe zerbrechen“; so wüthen, wenn der Sauerbraten nicht weich, daß Gemüse nicht fett genug war, israelitisch-berlinische Händler, nicht Schlosser und Schneider, die zu dräuenden Pleonasmen kaum gestimmt sind. Das Spiel ist zeitlos und heimathlos, trotz dem modischen Färnisch, und Pauline unterscheidet sich im Wesen nicht von den Duxendzofen, die seit Molières Tagen tugendsam, mutterwitzig und ausgelassen über die Bretter der Possenbühne trampeln. Es ist sicher kein Zufall, daß der Dichter sie bei dem fabelhaften Zigeunerpaar Sperling dienen ließ, das selbst keine geistige Heimath hat.

...Ins Zeltlager der „Heimathlosen“ führt uns in seinem neuen Drama auch Herr Max Halbe; und es ist gewiß wieder kein Zufall, daß auch er schließlich in trübem Theaterspiel seine Zuflucht sucht. Oder liegt sein Fall anders? Hat er einen Witz gewagt und wollte nur zeigen, daß man mit den ältesten Handwerkermitteln noch heute eher Ruhm erreicht als mit einem leisen und in seiner Kechheit läblichen Gedreisten? Warß ihm um den Beweis zu thun, welche verschimmelte Einzigkeit man ungeschönten den Leuten vorzeigen dürfe, die für die immerhin vom einem Dichter erdachte Talmirenaissance des „Groberers“ nur Hohn hatten? Hast möchte man's glauben, wenn man auf die ruppiner Bilderbogen blickt, die uns das Schicksal der „Heimathlosen“ vorführen sollen. Da ist Alles, was der im Geist Arme braucht, um die stumpfen Nerven rütteln zu lassen. Die verschämt ein Bischen kuppelnde Zimmervermietherin aus Gallierland, die ein gebrochenes Deutsch à la Königslieutenant spricht, wie es noch

nirgends je vernommen ward. Der entgleiste Hagestolz, in dem ein Genie steht und der nur ein großer Lump und ein kleiner Alterschreiber wurde. Die edle, halb männische Klavierlehrerin, die ihren Roman hinter sich hat, in der neuesten Weltanschauung, weit jenseit von Gut und Böse, lebt, in der Weihnacht aber kindlich fromm in ein bourgeois Familienheim kriecht, wo sie sonst nur als Stundengeberin geduldet wird. Die strenge Mutter aus der Provinz, die eifrig korrekte Matrone, die, je nach Bedarf, segnet oder flucht und deren Herz bricht, ohne daß sich ein Thränchen an die Wimper hängt. Die überreise Eifersüchtige, die gegen die glücklichere Jugend Intrigen ansetzt, aber stets noch rechtzeitig unschädlich gemacht wird. Der agrarische Wüstling aus der Sudermannsrippe Dorer von Röcknig, der im Winter in Berlin auf der Lauer nach frischem Mädchenfleisch liegt und es, weil er junferhaft brutal ist, keine Umstände macht und gleich aufs Ganze geht, auch immer erwünscht, der über Leichen zu neuer Lust schreitet und sich, um bequemer hinter dem Rücken der Frau buhlen zu können, in den Reichstag wählen läßt, wo er dann am Ende gar die Fleischnoth bestreiten und sich mit Herrn Boasche zum Seelenfang für den allmächtigen Gott verbünden wird. Und schließlich die Unschuld vom Lande, der arme, bunte Falter, der ein Weilchen ängstlich um das lockende Licht flattert und sich eines schlimmen Abends die Flügel verbrennt. Diesmal kommt das verwegene Fräulein, das wir in den letzten Jahren so oft auf der Bühne sahen, aus Danzig, wo die Mutter sie mit einem philistrischen Steueraffessor paaren wollte, nach Berlin, um ihre Stimme auszubilden und „etwas Großes zu werden oder zu Grunde zu gehen“. Das Jüngferchen will „sich ausleben“. Die Stimme erweist sich als eingebildet, Lottchen verliebt sich spornstreichs in den wüsten Agrarier, wird von ihm in der Weihnacht verführt — viel Mühe scheint es ihn nicht zu kosten —, will ihn, ich weiß nicht recht, warum, in der Fastnacht töten und stürzt sich, weil die noch immer eifige Mutter das beschädigte Töchterchen heimholen und „bessern“ will, am nächsten Nachmittag aus dem Fenster. . . . Das ist, ganz im Ernst, der Inhalt eines „modernen“ Dramas, das den spätklassischen Gästen des Lessingtheaters angeboten und von ihnen gütig und mild hingenommen wurde. Man müßte ausführlich Szene für Szene erzählen, um auf Schritt und Tritt die grauen Unmöglichkeiten zu zeigen. Solche Mühe würde aber schlecht belohnt werden. Herr Falke ist ein anmutig mit leiser Kehr begabter Mann — diesmal summte sie nur durch den schwülen Weihnachtspal —, der sich über den Unwert der aus verschöllener Künstlerromantik und rohen Hintertreppenmären hastig zusammengefügten Geschichte nicht täuschen kann und das Publikum, daß ihm so übel mitgespielt hatte, gewiß nur zum Narren haben wollte, als er die poetisch Heimathlosen höhnte, die so stürmisch einst zur Fahrt in neues Land drängten und nun froh sind, wenn sie zwischen Coulissen und Theatergerümpel bei reichlichem Futter ausruhen dürfen. M. H.